

epd medien

Herausgeber und Verlag: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH,
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main.

Geschäftsführer: Jörg Bollmann

Amtsgericht Frankfurt am Main HRB 49081

USt-ID-Nr. DE 114 235 916

Verlagsleiter: Frank Hinte.

Chefredakteur der epd-Zentralredaktion: Dr. Thomas Schiller.

epd medien: Diemut Roether (verantw.), Michael Ridder, Ellen Nebel.

Erscheinungsweise: einmal wöchentlich epd medien (Druckausgabe als PDF). Plus fünf Mal wöchentlich epd medien aktuell (elektronisch als PDF-Datei).

Bezugspreis Online-Abonnement monatl.: 58,00 €.

Verlag/Bestellservice (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-191,

Fax: 069/58098-226, E-Mail: kundenservice@epd.de

Redaktion epd medien (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-135,

Fax: 069/58098-261, E-Mail: medien@epd.de

© GEP, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten. Die mit dem Abo-Vertrag erworbene Nutzungsgenehmigung für epd medien online gilt nur für einen PC-Arbeitsplatz. epd medien darf nur mit Zustimmung des Verlags weiterverwertet, gedruckt, gesendet oder elektronisch kopiert und weiterverbreitet werden.

Anfragen richten Sie bitte an die epd-Verkaufsleitung (Adresse siehe oben unter GEP),

Tel: 069/58098-259, Fax: 069/58098-300, E-Mail: verkauf@epd.de

Haftungsausschluss:

Jede Haftung für technische Mängel oder Mängelfolgeschäden ist ausgeschlossen.

[hier geht's weiter >>>](#)

epd medien

Frankfurt am Main ■ www.epd.de

17. Juni 2011 **24**

INHALT Kuratoren gesucht

Die Zukunft des Dokumentarfilms auf der Dokville / *Von Fritz Wolf* 3

Aufregendes Abenteuer

Eine Ausstellung zu Fernsehexperimenten in Berlin / *Von Helmut Merschmann* 5

Inland

ARD schließt auf Druck der Gremien geänderten Box-Vertrag 7

KI.KA-Prozess offenbart Defizite der Kontrollmechanismen 8

Peter Boudgoust bleibt SWR-Intendant 9

SWR schließt 2010 mit positivem Ergebnis ab 10

Weitere Inlandsmeldungen ab Seite 11

Internationales

RAI trennt sich von Starmoderator Michele Santoro 27

Intendant des Tschechischen Fernsehens zurückgetreten 27

Weitere internationale Meldungen ab Seite 28

Kritik

„Nina sieht es . . . !!!“ von Rolf Silber (ARD/HR) 30

„Willkommen in Wien“ von Leytner, Bali (ZDF/ORF) 31

„Tanzania.Living.Room“ von Uli M. Schueppel (ARTE/ZDF) 32

„Arbeiten bis ins Grab?“ von Karl Alexander Weck (ARTE/ZDF) 33

„Schwarze Kassen“ von Calvi, Garbely Meurice (ARTE France) 34

„Heute nicht, Schatz“ von Katja Herr, Henrike Sandner (ARD) 35

„Kurz und klick - Medienratgeber für Kids“ mit Joshua Moir (KI.KA) 36

„Rechnitz“ von Leonhard Koppelman, Elfriede Jelinek (Bayern 2) 37

Dokumentation

Andres Veiel über die Zukunft des Dokumentarfilms 38

Laudatio von Anna Dünnebier auf Robert Schoen und Lorenz Eberle 42

Wissen macht tata! Ein Professor erklärt Musik bei Radio Eins

epd Musikunterricht hat es immer schon ein wenig schwer gehabt. Heute wahrscheinlich noch mehr als in früheren Zeiten. Für Schüler, die in jungen Jahren nicht von den Eltern zum Blockflötenunterricht verdonnert wurden, muss es die reine Qual sein, das Notenlesen zu lernen. Eine Qual, die oft eine gemeine Steigerung erhält, wenn in der Mittelstufe die Musikanalyse hinzukommt. Meist mit bekannten Werken der Wiener Klassik. Hält das Lehrpersonal was auf sich, darf es gerne auch mal die Moderne sein. Sind sich die Damen und Herren Musiklehrer ihrer völligen Chancenlosigkeit, was die Geschmäcker der Schüler angeht, bewusst, nehmen sie Schönbergs Zwölftonmusik durch. Rache pur.

Insofern darf es als mutig bezeichnet werden, dass die RBB-Welle Radio Eins allmontäglich in der Sendestrecke „Eins am Abend“ eine Rubrik namens „Musikanalyse“ veranstaltet. Sollte der Titel bei manchem Hörer des Senders „für Erwachsene“ zunächst ein leichtes Spättrauma auslösen, hat sich dies sicher erledigt, sobald der leichtfüßige, collagenartig zusammengebastelte Jingle der Musikanalyse ertönt und im Anschluss ein gewisser Professor Fladt von der Universität der Künste einen guten Abend wünscht. Mit bei Wissenschaftlern konkurrenzlos guter Laune tut er dies und kommt dabei gleich meist noch darauf zu sprechen, wie voll wieder die Berliner Autobahnen waren oder dass er seine Notizen leider nicht mehr entziffern kann.

Das Konzept der Musikanalyse ist simpel und genial zugleich. Man analysiert das, was ohnehin den Großteil des Programms ausmacht: die Musik. Erstaunlich, dass das in dieser Form kein anderer Sender macht. Zumal die analysierten Titel in der Regel von Interpreten stammen, die in naher Zukunft ein von Radio Eins präsentiertes Konzert geben. Win-Win par excellence. Lerneffekt für die Hörer, Werbung für den Sender. Nachdem Fladt die meist populären Musiktitel textlich und musikalisch bis aufs Skelett auseinandergenommen hat, formuliert er sein nicht immer ganz

eindeutiges Fazit. Im Anschluss gibt es das komplette Stück noch einmal zu hören.

Am Abend des 6. Juni fiel die Wahl auf die aktuelle Single der amerikanischen Indie-Combo Death Cab for Cutie. Das erste Hörbeispiel ist vorbei, Fladt sitzt am Klavier und erläutert die Akkorde des Intros: D-Dur, D-Major7/9, H-Moll. Standardbausteine fürs Liederbauen, die trotz ihrer Verbreitung in den meisten Dudelwellen niemals erwähnt werden dürften. Der Professor arbeitet sich weiter vor zum ersten Gitarrenriff und spielt es nach. Die erstaunliche Erkenntnis: Man hat es mit einem Kinderlied zu tun. So wie die meisten amerikanischen Volkslieder mit irischen Einflüssen baut auch dieser Song auf der sogenannten Pentatonik auf. Eine aus fünf Tönen bestehende und bei Gitarristen äußerst beliebte Tonleiter. Ohrwurm garantiert.

Nun ist der Text an der Reihe. Inhaltlich ein Widerspruch zur fröhlichen Kinderlied-Melodie, findet Professor Fladt. Und dann passiert etwas, das symptomatisch für diese improvisierte Livesendung ist: Es rauscht. Regen, vor dem offenen Studiofenster in Potsdam-Babelsberg, der den überhitzten Junibeginn wegpült. „Es ist wunderbar! Wasser, Wasser, Wasser“, schwärmt der Musikwissenschaftler. Und überhaupt sei Rauschen ja auch ganz hübsch.

Als vor fünf Jahren die Musikanalyse bei Radio Eins an einem Freitag erstmals lief, waren solche Live-Momente noch nicht abzusehen. Fladt saß zu Hause am Telefon. Eine Hand am Hörer, die andere am Klavier. Schaut man heute in verschiedene Internetforen, dann zeigt sich, dass das Konzept der Sendung und die intensive Auseinandersetzung mit der oft zur akustischen Beschallung von Alltagssituationen degradierten Musik nicht folgenlos blieb. Fans der ana-



lysierten Künstler melden sich zu Wort und nicht selten sprechen begeisterte Hörer dem Professor ihre Anerkennung aus. Gut möglich, dass so mancher Musiklehrer dabei ist. *Martin Meuthen*

IMPRESSUM

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der Evang.
Publizistik (GEP) gGmbH in
Frankfurt am Main. HRB 49081
USt-ID-Nr.DE 114235 916
Geschäftsführer: Jörg Bollmann
Verlagsleiter: Frank Hinte

Chefredakteur der epd-Zentralredaktion:
Dr. Thomas Schiller
epd medien und epd medien aktuell:
Diemut Roether (Verantw. Redakteurin),
Michael Ridder, Ellen Nebel
E-Mail: medien@epd.de
kundenservice@epd.de

Erscheinungsweise: einmal
wöchentlich. (Druckausgabe)
Monatsabonnement: Druckausgabe
plus fünf Mal wöchentlich epd
medien aktuell (elektronisch):
66 Euro inkl. MWSt, im Ausland exkl.
MWSt zuzüglich Versand.

Nachdruck nur mit Vertrag.
Druck: druckhaus köthen
Emil-von-Behring-Straße 3
Briefe: Postfach 50 05 50
60394 Frankfurt am Main
Telefon (069) 5 80 98-209
Telefax (069) 5 80 98-261

Kuratoren gesucht

Die Zukunft des Dokumentarfilms auf der Dokville / Von Fritz Wolf

epd Wim Wenders bekam in Ludwigsburg nicht nur den diesjährigen deutschen Dokumentarfilmpreis für seinen in 3-D gedrehten Film „Pina“ (vgl. Meldung in dieser Ausgabe), sondern eröffnete den Dokumentarfilmern auch schönste Zukunftsaussichten. Für den Dokumentarfilm sei gerade 3-D eine große Chance, neue filmsprachliche Möglichkeiten zu entdecken: „3-D könnte das ideale Medium sein, den Dokumentarfilm auf eine ganz andere Plattform zu heben.“ Nicht die aufwendigen Tanzszenen in „Pina“ seien das besondere Kennzeichen, sondern die Möglichkeit, die Aura des menschlichen Gesichts zu erfassen.

Mit seinen Thesen passte Wim Wenders gut ins Themenspektrum des diesjährigen Branchentreffs Dokville, der sich am 26. und 27. Mai mit der Zukunft des Dokumentarfilms befasste, gleich um einen Ausblick auf die nächsten zwanzig Jahre bittend – ziemlich kühn für eine Branche im Umbruch. Willy Reschl, der das Stuttgarter Haus des Dokumentarfilms leitet, hatte im Vorfeld der Veranstaltung mit einem Statement einige Aufregung erzeugt, weil er immer noch viele Dokumentarfilme „sauertöpfisch oder exotisch“ daherkommen sah, ihnen kürzere Längenformate empfahl und abriet, die öffentlich-rechtlichen Sender zu boykottieren.

Budgets im Keller

Davon kann aber ohnehin keine Rede sein. Viele Autoren wären sicherlich froh, wenn sie sich nicht mit quotengesteuerten Redaktionen und Formatfernsehen herumschlagen müssten. Aber ohne die öffentlich-rechtlichen Sender gäbe es das Genre des Dokumentarfilms gar nicht mehr. Das Problem liegt vielmehr darin, dass die Sender diesem Genre keine Aufmerksamkeit mehr geben und es weit an den Programmrand gedrückt haben. Vor allem aber sind die Budgets für Dokumentarfilme inzwischen tief in den Keller gefallen. Autoren und Produzenten, so der Produzent Wolfgang Bergmann, agierten permanent gestresst am Rand der Kräfte und der Kreditlinie.

„Dokumentarfilme zu produzieren, ist ein Luxus“, beschrieb der junge Produzent Jürgen Laube seine schmerzliche Erfahrung. Er hat in der Filmakademie Ludwigsburg studiert, wo die Dokumentarfilmklassen einen sehr guten Ruf haben und wo es mit der Programmierung „Junger Dokumentarfilm“ im SWR auch eine Öffnung zu den Sendern gibt. Aber dann musste er feststellen: Als Produzent auf dem Markt überleben kann er mit dem Genre nicht.

Eine drastische Lagebeschreibung lieferte der Filmmacher Andres Veiel, Regisseur und Autor, der in den vergangenen Jahren durch Dokumentarfilme, Theaterstücke und kürzlich auch durch einen Spielfilm auf sich aufmerksam gemacht hat. Seiner Ansicht nach steht dem Dokumentarfilm die große Krise erst noch bevor. Aus den Filmhochschulen des Landes kämen viele sehr gut ausgebildete Filmmacher, die dann keine adäquate Beschäftigung mehr finden: „Dieses Land leistet es sich, seine besten Talente auf dem Gebiet des künstlerischen Dokumentarfilms zunächst aufzubauen, um sie dann systematisch verkümmern zu lassen.“

Ungeliebtes Genre

Es gebe zwar nach wie vor eine sehr umfangreiche und vielfältige Produktion, sagte Veiel, doch bei näherem Hinsehen werde „offensichtlich, wie wenige Filme es gerade unter jungen Dokumentarfilmern gibt, die formal oder inhaltlich ins Risiko gehen, Neuland betreten, ihre Geschichten filmisch anders, unerwartet erzählen“. Niemand könne sich unter den schlechten Produktionsbedingungen ausgiebige Recherche leisten: „Es gibt kaum Filme, die sich mit den eigentlichen Krisen und den Machtverhältnissen des Landes auseinandersetzen, weder gegenwärtig noch historisch. Das ist den Machern nicht vorzuwerfen, sie können unter den gegebenen Produktionsbedingungen sich nicht auch noch in juristische Gefahrenzonen hineinbegeben.“

Die Produktionsstrukturen: Dokumentarfilme kommen nur selten außerhalb der Fernsehsender und ohne deren Finanzierung zustande. Gleichwohl wird das Genre nicht geliebt und oft lieblos nachts versendet. Man könne, sagt der WDR-Redaktionsleiter Wolfgang Landgraber „eine hingebungsvolle Wertschätzung des Dokumentarfilms nicht unterstellen“. Und die Redakteure, die sich auf der Dokville der Diskussion stellten, gehören ihrerseits zu den seltenen Exemplaren ihrer Gattung, die überhaupt noch etwas mit dem Genre anfangen wollen und mit individuellem Engagement dafür einstehen. Gleichwohl machten sie in den Debatten keine glückliche Figur. Als hätten sie sich am Programmrand eingerichtet und damit abgefunden, dort wenigstens nicht mit mehr Quotenforderungen belästigt zu werden.

Sorge bereitet den Autoren und Produzenten die derzeit unübersichtliche Lage bei ARTE. Der Sender befindet sich in einer Art permanenter Programmreform, die Quoten in Frankreich sind seit der Digitalisierung im freien Fall und durch die Gerüchteküche wabert eine

Großangst nach der anderen: das „Grand Format“, der lange Dokumentarfilm werde möglicherweise halbiert, die Themenabende bald ganz abgeschafft.

Tatsächlich ist die Informationslage im Moment unklar. Peter Latzel, ARTE-Beauftragter des SWR, versicherte, es werde keine Halbierung geben und beschrieb die Lage so: Die Fernsehsender würden insgesamt derzeit die „Profile schärfen“, so etwa auch das ZDF mit den neuen Digitalkanälen. Die Dritten Programme gingen weiter in Richtung Regionalisierung, es gebe kaum noch Synergien etwa zwischen ihnen und ARTE. Der Kultursender solle stärker „flexibilisiert“ werden, er müsse schneller reagieren können. Das ist offenbar schon jetzt ein Problem. Etwa 80 Themenabende, so Latzel, lägen bei ARTE auf Halde, weil durch aktuelle Entwicklungen und Sonderprogrammierungen oft umdisponiert wurde. Man darf gespannt sein, welche Folgen die nächste Programmreform mit sich bringt. Man konnte in Ludwigsburg nicht den Eindruck haben, dass die Sorgen ganz unberechtigt sind.

Code of Conduct

Was natürlich immer auf die Schlüsselfrage hinführt: wie werden Dokumentarfilme finanziert, derzeit und künftig, wenn die Sender zwar immer mehr Kanäle bespielen, aber dafür nicht mehr Geld investieren? Die Interessenvertreter der Dokumentarfilmer, die AG DOK und die öffentlich-rechtlichen Sender verhandeln derzeit. Die Teilnehmer hielten sich bei der Dokville verständlicherweise bedeckt. Offenbar geht es auch um einen gewissen Benimmcode. Er soll regeln, dass die Sender auf eingereichte Projekte wenigstens antworten und im positiven Fall auch in angemessener Zeit Verträge vorlegen – allein das Vorhaben sagt schon etwas aus über die Verhältnisse in den Sendern. Im Juni soll ein „Code of Conduct“ veröffentlicht werden.

Vor allem geht es aber um Fragen der Finanzierung. Fernsehsender beteiligen sich kaum noch mit vollem Einsatz an der Produktion von Filmen. Zwischen 20 und 70 Prozent sind derzeit üblich. Gleichwohl möchten die Sender so viele Rechte wie möglich haben. Wie man zu realistischen Filmkalkulationen kommt und wie die Sender künftig die Finanzierung gestalten, darüber besteht offenbar noch keine Einigkeit. Produzenten wie Wolfgang Bergmann etwa monieren, dass die Sender sich derzeit alle nur möglichen Online-Rechte im Vorgriff auf die Zukunft sichern wollen.

Es gibt jedoch inzwischen auch einige Projekte, die sich ein Leben jenseits der Fernsehsender vorstellen können. Mit Crowdfunding ist eine neue Finanzierungsmöglichkeit aufgetaucht – eine Methode, die in sozialen und politischen Bewegungen erfunden wurde, sich der

sozialen Netzwerke bedient und kleines Geld so weit aggregiert, dass damit auch größere Vorhaben finanziert werden können.

„Die 4. Revolution“ von Carl A. Fechner ist ein solches Projekt. Der Film behandelt die Energiefrage in einem großen, globalen Gestus und propagiert eine Zukunft mit erneuerbarer Energie. Er hat 1,3 Millionen Euro gekostet, wurde zu Teilen konventionell finanziert, 750.000 Euro kamen über die Zusammenarbeit mit Umweltgruppen, Bürgerorganisationen, über entsprechende Netz-Communities. Für bestimmte Themen, die auf in der Gesellschaft bereits vorhandene Strukturen treffen, könnte das künftig durchaus ein relevantes Finanzierungsmodell werden.

Was unter bestimmten Umständen denkbar und vielleicht auch möglich ist, demonstrierten zwei junge Filmemacher aus Wien, Sarah Nörenberg und Karl-Martin Pold. Sie planen einen Dokumentarfilm über Bud Spencer, „Sie nannten ihn Spencer“, ohne eigenes Geld. Ihr Zugang ist radikal anders. Sie begannen zunächst damit, sich eine Community aufzubauen, und die scheint im Fall Bud Spencer umfangreich und international zu sein. Die beiden Filmemacher nutzen alle Möglichkeiten der sozialen Netzwerke und agieren charmant und intelligent. „Ein Film für Fans, mit Fans und von Fans.“ Verallgemeinerbar dürfte ein solches Modell freilich nicht sein. „Ich glaube nicht, dass Fangruppen den gesellschaftlichen Diskurs zu wichtigen Fragen ersetzen können“, kommentiert skeptisch der Produzent und Filmemacher Wolfgang Bergmann.

Kulturelles Gedächtnis

Solche Probleme hat Wim Wenders nicht. „Pina“ spielt mit Kosten von 2,3 Millionen Euro in der oberen Liga. Es sei nicht die Technik gewesen, die sich hier einen Stoff gesucht habe. Der Film über das Ensemble von Pina Bausch sei schon lange geplant gewesen, aber „ich hatte die Sprache dafür nicht“. Die 3-D-Technik habe nunmehr dafür die Voraussetzung geliefert, sagt Wenders: „3-D war die Antwort, nicht die Frage.“ Über die Kosten lasse sich abschließend nichts sagen: Es sei „teurer und dauert länger“, geschätzte 15 bis 20 Prozent. Als die Auswertung des Films begann, verfügten in Deutschland grade mal 25 Kinos über die entsprechende Technik, inzwischen sind es mehr. Bei jedem der drei Drehblöcke habe er neue verbesserte Technik zur Verfügung gehabt. Es ist vieles im Fluss.

Um Wim Wenders muss man sich keine Sorgen machen, um andere schon. Andres Veiel fand einen schönen Begriff, mit dem sich arbeiten ließe und der aus dem Museum kommt: den Kurator. Kurator ist, wer um die Kunst besorgt ist. Veiel sprach von der „Notwendigkeit

eines Kurators, der nicht nur das verbreitet, was ohnehin existiert, sondern auswählt, fördert, Akzente setzt und damit nicht nur abgebildete Phänomene verbreitet, sondern Kontexte herstellt, Gewordenheiten sichtbar macht, indem hinter den Oberflächenreiz der Dinge geschaut, ihre Geschichtlichkeit herausgearbeitet wird." Eine große Aufgabe, die Veiel da den Sendern zuweist: „Das Kuratieren von Filmen, die sich vom Strom der Bilderflut abheben, die ihn strukturieren, verdichten, vertiefen – das wird eine der Hauptaufgaben des Fernsehens sein, will es sich nicht selbst abschaffen“.

Dazu müsse, so Veiel, auf die Sender auch politischer Druck ausgeübt werden. Die gegenwärtig anhe-

bende Debatte um den Kultur- und Bildungsauftrag der öffentlich-rechtlichen Sender sieht der Filmemacher hoffnungsvoll. Wobei es beim Dokumentarfilm nicht nur um Sonderinteressen einer kleinen eingeschworenen Gemeinde von Filmliebhabern geht, sondern um etwas Allgemeineres: „Das Genre wird in der Zukunft für ein demokratisches Gemeinwesen notwendiger denn je sein – als kulturelles Gedächtnis, als Instrumentarium, eine komplexen Wirklichkeit neu und in einem anderen Kontext zu betrachten, als Rastplatz der Reflexion – und damit als Sauerstoff einer Gesellschaft, die sich angesichts eines Terrors der informativen Verfügbarkeit immer mehr das Innehalten, die Reflexion, die Selbstvergewisserung leisten muss.“ ■

Aufregendes Abenteuer

Eine Ausstellung zu Fernsehexperimenten in Berlin / *Von Helmut Merschmann*

epd An keinem anderen Massenmedium scheiden sich die Geister so sehr wie am Fernsehen. Seitdem in den 1950er Jahren die ersten Bilder über die deutsche Mattscheibe flackerten, ebte die Diskussion um Inhalt und Form, Sinn und Verstand der Television nicht mehr ab. Als Medium der „Bewusstseinsindustrie“ stand das Fernsehen im Zentrum ideologischer Schaukämpfe. Gesellschaftliche Gruppierungen rangen um seine politische Ausrichtung, Akademiker stritten um die Wirkmacht. Hans-Magnus Enzensberger erkannte 1968 in den elektronischen Medien eine potenziell mobilisierende Kraft. Marshall McLuhan sah hingegen nur Dauerberieselung, Hirnmassage und eine Reflexion des schon Bekannten.

Vor diesem Hintergrund ist ein Essay des einstigen Bundeskanzlers Helmut Schmidt in der „Zeit“ vom Mai 1978 zu verstehen, ein „Plädoyer für einen fernsehfreen Tag“. Heute ließe sich wohl kein Politiker mehr verleiten, einen solchen Schritt als Mittel gegen soziale Vereinzelung vorzuschlagen. Im Jahrzehnt autofreier Sonntage war die Idee nicht sehr abwegig. Zuvor schon, am 23. Dezember 1977, hatte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ in einem halbseitigen Bericht „Weihnachten ohne Fernsehen“ angekündigt und die Satire erst vier Tage später aufgeklärt – und damit einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Gleich im ersten Raum der Berliner Ausstellung lassen die Macher diese Zeit durch Zeitungsausschnitte aufscheinen und skizzieren damit den Kontext, in dem die Fernsehexperimente der 60er und 70er Jahre stattfanden.

Die Ausstellung „Experimentelles Fernsehen der 1960er und 70er Jahre“ spannt einen weiten, aber auch gewagten Bogen von den TV-Happenings eines Wolf Vostell über die künstlerische Anverwandlung des Mediums beispielsweise durch Samuel Beckett oder Peter Zadek bis hin zur Pop-Art von Charles Wilp. Ein gemeinsamer Begriff des Experimentellen ist nicht leicht zu erkennen. Lässt man sich aber auf die Definition von Kuratorin Gerlinde Waz ein, dass nämlich die experimentierfreudigen Macher jeweils mit Sehkonventionen gespielt und sie gleichsam durchbrochen haben, eröffnet sich ein Panoptikum verschiedenartigster Zugänge zum künstlerischen Experiment im Fernsehen.

Deutsche Fernsehgeschichte

epd Als das Fernsehen noch jung war, war es noch sehr experimentierfreudig. Wie sehr, zeigt die Ausstellung „Experimentelles Fernsehen der 1960er und 70er Jahre“, die seit dem 19. Mai im Museum für Film und Fernsehen in Berlin zu sehen ist. Künstler wie Wolf Vostell und Nam June Paik schufen Kunstwerke mit Fernsehgeräten, Regisseure und Theaterautoren wie Peter Zadek und Samuel Beckett arbeiteten für das Medium. Die Ausstellung zeigt noch bis zum 24. Juli einen Querschnitt durch diese Epoche deutscher Fernsehgeschichte.

Kunst ist gewiss keine genuine Funktion der Bildermaschine Fernsehen. Dessen Massenappeal besteht zumindest heutzutage gerade in der Vermeidung jegli-

cher Störfaktoren im Programmfluss. Dass sich Künstler dem Fernsehen zugewandt haben, stand fast immer im Zusammenhang mit ihnen Wohlgesinnten in den Redaktionsstuben. Zumindest wenn die Experimente im Fernsehen geschehen sollten. Insofern gehört der Streit zwischen Wolf Vostell und Nam June Paik, wer als erster den Kathodenstrahl der Bildschirnröhre mit kräftigen Magneten manipuliert hat, zur Kunst- und nicht zur Fernsehgeschichte. Wenn allerdings Nam June Paik 1984 von Alfred Biölek in die WDR-Show „Bei Bio“ eingeladen wird und dort seine TV-Experimente zelebriert, erreicht er ein Publikum fernab der Galerien und Museen.

Dieser Impuls war auch für Künstler anderer Sparten ausschlaggebend bei ihrer Auseinandersetzung mit dem Fernsehen. Die Ausgangssituation ist ideal: Vor dem Apparat im Wohnzimmer sitzt abends ein Millionenpublikum und erwartet die gewohnten Geschehnisse, Bilder und Dramaturgien. Dieses Publikum zu überraschen, seine Erwartungen zu durchkreuzen oder auf eine neue Ebene zu heben, fiel Künstlern wie Samuel Beckett nicht schwer. Durch eine simple Abstrahierung der Bewegungsabläufe von Figuren auf der Theaterbühne – die frühen Fernsehspiele waren deutlich von einer Theaterästhetik geprägt – gelingt ihm eine neue minimalistische Formsprache. In „Quadrat I und II“, 1981 im Süddeutschen Rundfunk (heute: SWR) ausgestrahlt, huschen drei verhüllte Figuren in einer alternierenden Choreographie über ein Bühnenquadrat. Immer wieder. Weiter geschieht nichts.

Undeutlichkeit als Absicht

Becketts Zusammenarbeit mit dem damaligen SDR ist legendär. Zwischen 1966 und 1985 verfasste der in Paris lebende Schriftsteller fünf Drehbücher und schrieb Fernsehadaptationen für zwei Theaterstücke. Detailversessen legte er die Kamera- und Lichtführung fest, führte manchmal selbst Regie und verwendete viel Akribie auf die Wegmarkierungen der Schauspieler und auf ihre Sprechpausen, die er mit der Stoppuhr maß. Die Verantwortlichen in den Sendeanstalten fühlten sich und ihr Medium künstlerisch aufgewertet. In einem Brief freut sich SDR-Redakteur Reinhart Müller-Freienfels auf die Zusammenarbeit: „Lieber Mr. Beckett, ich kann nur noch einmal sagen, wie sehr ich mich über ihr Angebot freue, und ich finde unbedingt, dass wir uns alle in dieses aufregende Abenteuer stürzen sollten.“

Die Freude beim Publikum war geteilt. Bei bloß drei Programmen und einem Sendeschluss meist vor Mitternacht ließen sich die Fernsehexperimente kaum vermeiden. 1971 führte Infratest im Auftrag des WDR eine Umfrage durch. Der Erfolg von Peter Zadeks „Der Pott“ sollte ermittelt werden. Das Ergebnis war er-

schütternd: Gesamtnote minus vier. Siebzig Prozent der Befragten lehnten den Film ab, immerhin 30 Prozent gaben ein positives Feedback. „Der Pott“ steht exemplarisch für den an technischen Verfremdungsmöglichkeiten des Fernsehbildes interessierten Peter Zadek. Mittels Stanztechnik und Bluescreen-Verfahren versah er den Bildschirm mit Pop-Art-Dekorationen. Der „Spiegel“ titelte damals „Große Kirmes“ und erkannte „eine aus Slang-Songs, Chorälen, Zoten, Gebeten, Ehekrach, Bordellgekreisch und Schlachtenlärm gemischte Vulgär-Revue für singende Nonnen, grölende Landser, geifernde Krüppel und Soldatenflittchen“.

Bearbeitet wurde das Originalstück „The Silver Tassie“ von Tankred Dorst, der auch das Drehbuch zu einer weiteren Zadek-Produktion, „Rotmord“ (1969), geschrieben hatte, auf der Grundlage seines eigenen Stückes „Toller“ über die Münchner Räterepublik. Bei der Pressekonferenz zur Ausstellungseröffnung erinnerte sich Dorst, dass die Ansagerin vor der Ausstrahlung die Zuschauer aufgefordert hatte, das Gerät nicht abzuschalten, „die Undeutlichkeit und die Eigenart, in der die Bilder präsentiert werden, ist Absicht“. Regelmäßig sei „das, was die Qualität des Fernsehens ausgemacht hat“, so Dorst, in der Zuschauergunst auf den hinteren Plätzen gelandet. Nur durch das Engagement von ebenso mutigen wie einflussreichen Produzenten wie Günter Rohrbach seien Fernsehexperimente überhaupt möglich gewesen.

Sanfte Provokationen

Nicht immer sind die Wagnisse den Verantwortlichen ganz geheuer. Mit Mauricio Kagel und Klaus Lindemann ist in der Ausstellung die Neue Musik vertreten, mit Gerry Schum die kunstvermittelnde „Land Art“. Angesichts von „Ludwig Van“ (WDR 1970) von Mauricio Kagel forderte Werner Höfer eine „Diskussion nach der Sendung“ – um den Zuschauer mit dem „assoziativen, asynchronen, kontrapunktischen und humorvollen“ Kammerspiel (Presstext) nicht allein zu lassen. Gerry Schum ließ nach zwei Folgen „Land Art“ beim Sender Freies Berlin (heute: RBB) die Reihe abbrechen. Seine 16mm-Filme zeigten unter Mitwirkung bedeutender Künstler den Entstehungsprozess von Kunst ohne Schwenk, Schnitt und Kommentar. Schum betrachtete die Zuschauer, die damals sieben Mark Fernsehgebühren zahlten, als „Mitbesitzer“ der Filme – zum großen Missfallen der Programmächtigen.

Von da an verliert sich die Ausstellung im Populären. Fernsehshow-Regisseur Truck Branss beginnt Anfang der 60er Jahre, Musikfilme mit einem eleganten Sixties-Look zu versehen. Alles, was im Schlagerbereich Rang und Namen hatte, von Hildegard Knef über Françoise Hardy bis zu Katja Ebstein und Udo Jürgens, trat in einer seiner schwarz-weißen Unterhaltungschoreogra-

phien auf. Exzessiver geht es bei der Pop-Art von Jean Christophe Averty zu, ein französischer Regisseur, der mit seiner Fernsehshow „Idea“ beim ZDF (1968) wilde grafische Effekte, Bildverfremdungen und visuelle Solarisationen erzeugte. Der „Beat-Club“ (Radio Bremen) übernahm das quasi als Corporate Design, während Charles Wilp seine Afri-Cola-Werbeclips ganz im Geist der enthemmten späten 60er drehte.

Ob das nun wirklich provozierte oder als freche Signatur einer aufsässigen Zeit empfunden wurde, kann heute schwer gesagt werden. Auf diesem Niveau hätten sich übrigens auch Produktionen des Ostfernsehens finden lassen müssen, das in der Ausstellung gänzlich fehlt.

Einzig beim „Pop-Experiment“ namens „Ich bin“ mit Schlagersängerin Vicky Leandros (WDR 1970), die per Bluebox in den Reichstag und nach Vietnam gelangt, hatte sich damals Zuschauerprotest geregt. Politik als

Pop und Pop als nivellierende Geste, den Unterschied aufhebend zwischen E und U, Kunst und Werbung, Betrachtung und Konsum – das ging manchen Zuschauern zu weit.

Längst haben sich im öffentlich-rechtlichen Fernsehen Spartenkanäle wie ARTE, 3sat oder der digitale Kulturkanal des ZDF etabliert, wohin alles Kunstverdächtige und Experimentelle ausgegliedert wird, um die Hauptprogramme davon frei zu halten. Im Privatfernsehen fanden in den 80er und 90er Jahren die jungen Bilderstürmer bei MTV ein Zuhause und durften sich bei Clips und Trailern austoben. Später drehte Harald Schmidt bei Sat.1 einfach für 20 Minuten das Licht aus und schwieg. Wollte das Berliner Museum für Film und Fernsehen jemals eine Fortsetzung der Ausstellung planen, beginnend mit den 80ern, hätte es erst recht Probleme, einen gemeinsamen Begriff des Experimentellen zu finden. ■

■ INLAND

ARD schließt auf Druck der Gremien geänderten Box-Vertrag

Geringere Kosten und kürzere Laufzeit – Gremien entscheiden bis Spätsommer

Köln (epd). Die kritische Haltung der ARD-Aufsichtsgremien zu Box-Übertragungen zeigt offenbar Wirkung. Die ARD habe in Verhandlungen mit dem Sauerland-Boxstall mehrere Änderungen an dem bereits geschlossenen Rechtevertrag durchgesetzt, teilte Ruth Hieronymi, die Vorsitzende der ARD-Gremienvorsitzendenkonferenz, am 15. Juni in Köln mit. Die Laufzeit des Vertrags sei verkürzt, die Gesamtkosten seien reduziert worden. Der veränderte Vertrag sei dem WDR-Rundfunkrat am 14. Juni vorgelegt worden. Auch die Gremien von NDR und SWR müssen noch zustimmen.

Dem ursprünglichen Vertrag zufolge wollte die ARD von 2013 bis 2015 insgesamt 54 Millionen Euro für Box-Übertragungsrechte ausgeben (epd 10/11). In einer Beschlussvorlage des MDR-Rundfunkrats, der dem Kauf bereits zugestimmt hatte, wurden vor allem die guten Quoten bei jüngeren Zuschauern ins Feld geführt. ARD-intern wird auch ein möglicher Verlust der Free-TV-Erstrechte für die Fußball-Bundesliga als Argument genannt. Der WDR-Verwaltungsrat hatte sich in einer Stellungnahme gegen den Rechteerwerb ausgesprochen, zuständig für die Entscheidung ist beim WDR der Rundfunkrat.

Die Verlängerung des Vertrags mit dem Sauerland-Boxstall sei in den Gremien „sehr intensiv beraten und kontrovers diskutiert worden“, erklärte Hieronymi, die auch Vorsitzende des WDR-Rundfunkrats ist. Dabei sei es auch um die Frage gegangen, ob Profi-Boxkämpfe zum öffentlich-rechtlichen Programmprofil passen. Im Zuge der „Konsenssuche“ zwischen den Gremien und den Intendanten sei es kurzfristig zu Nachverhandlungen zwischen der ARD und Sauerland gekommen. Das Ergebnis sei der geänderte Vertrag, über den die Gremien voraussichtlich bis zum Spätsommer entscheiden würden.

Details der Vertragsänderungen nannte Hieronymi nicht. Medienberichten zufolge soll der geänderte Vertrag für 2013 und 2014 gelten, die Gesamtkosten sollen zwischen 26 und 30 Millionen Euro liegen. ARD-Sprecherin Silvia Maric sagte auf epd-Anfrage, es gebe „konstruktive Gespräche“ mit den Gremien zum Thema Box-Verträge. „Dies ist ein laufender Prozess, den wir nicht weiter kommentieren.“ *rid*

KI.KA-Prozess offenbart Defizite der Kontrollmechanismen

Ehemaliger Programmgeschäftsführer Beckmann: „Schlankes Unternehmen“

Erfurt (epd). **Der Millionenbetrug beim Kinderkanal (KI.KA) ist offenbar durch massive Defizite bei den internen Kontrollmechanismen des Senders begünstigt worden. Im Prozess gegen den ehemaligen Herstellungsleiter des KI.KA vor dem Erfurter Landgericht sagte der frühere Programmgeschäftsführer Frank Beckmann am 14. Juni, die Kontrollen hätten „nicht so funktioniert, wie sie hätten funktionieren sollen“.**

Der ehemalige Herstellungsleiter Marco K., der zum Prozessauftakt den mehrfachen Betrug gestanden hatte, soll von November 2005 bis September 2010 einer Berliner Produktionsfirma mehr als 4,6 Millionen Euro für nicht erbrachte Leistungen überwiesen haben. Als Gegenleistung soll er 57,5 Prozent der jeweiligen Beträge erhalten haben (epd 23, 12/11, 99/10).

Beckmann sagte, bei seinem Arbeitsbeginn beim KI.KA im Jahr 2000 sei er von Marco K. in die bestehenden Strukturen eingewiesen worden. Der Herstellungsleiter sei für den gemeinsamen Kinderkanal von ARD und ZDF ein „Mann der ersten Stunde“ gewesen, der sein volles Vertrauen gehabt habe. Als Programmgeschäftsführer sei er stets davon ausgegangen, dass die von K. aufgebauten Strukturen „nicht zu beanstanden“ gewesen seien. „Wir haben ein schlankes Unternehmen erfolgreich geführt“, sagte Beckmann, der 2008 als Fernsehdirektor zum NDR wechselte.

Die Überprüfung von Rechnungen sowie das Feststellen ihrer sachlichen und rechnerischen Richtigkeit hätten nicht zu seinem Zuständigkeitsbereich gehört, sondern seien in der Herstellungsleitung gebündelt gewesen, sagte Beckmann. Während seiner Zeit beim KI.KA habe es keinen Anlass gegeben, an dieser Arbeitsweise zu zweifeln. Das Erstellen von Scheinrechnungen in Millionenhöhe bei einem Jahresetat des KI.KA von 35 Millionen Euro sei ihm „unerklärlich“.

Keine sachgerechte Prüfung

Der amtierende Programmgeschäftsführer Steffen Kottkamp räumte vor Gericht ein, dass bereits ein Revisionsbericht aus dem Jahr 2008 eine mangelnde sachliche und rechnerische Prüfung von Rechnungen festgestellt habe. Die daraufhin verfügte Änderung der Zeichnungsberechtigung im KI.KA habe jedoch „nicht gegriffen“. Stattdessen seien Rechnungen häufig von Mitarbeitern abgezeichnet worden, die zu einer sachgerechten Prü-

fung der erbrachten Leistungen überhaupt nicht in der Lage gewesen seien.

Der damalige Produktionsleiter und derzeitige kommissarische Herstellungsleiter Lars Kleucking berichtete, Rechnungen an die Berliner Firma seien auf Anweisung von K. häufig „sehr schnell“ abgewickelt worden. Zudem wisse er von einzelnen Vorgängen, in denen Rechnungsbeträge ohne vorherige Prüfung angewiesen worden seien. Als Produktionsleiter unter Marco K. sei er für eine inhaltliche Überprüfung von Rechnungen nicht zuständig gewesen, sagte Kleucking. Seine Kontrolle habe sich lediglich darauf beschränkt, ob die vorgelegte Rechnung von einem zuständigen Mitarbeiter abgezeichnet war.

Der Geschäftsführer der mittlerweile insolventen Berliner Produktionsfirma sprach als Zeuge von einem „schlechten Controlling“ beim KI.KA. Die Vorgaben für die Scheinrechnungen mit Auftragsnummer und Gegenstand seien von Marco K. per SMS angekündigt und dann per Fax übermittelt worden. Auf diese Weise sollen bereits seit Ende 2002 Scheingeschäfte mit einem Gesamtvolumen von 8,2 Millionen Euro abgewickelt worden sein. Wegen der Verjährungsfristen sind jedoch nur die Rechnungen seit Ende 2005 strafrechtlich relevant.

Ein weiterer Gegenstand der Zeugenvernehmungen am zweiten Verhandlungstag war die Spielleidenschaft von Marco K., der nach eigener Aussage regelmäßig und mehrmals pro Woche zu den Gästen des Erfurter Spielkasinos gehörte. Mitarbeiter der Einrichtung beschrieben den Angeklagten als ruhigen und angenehmen Gast. Das Urteil gegen Marco K. wird nach einem weiteren Verhandlungstag im Juni für Anfang Juli erwartet.

Der für den Kinderkanal federführende MDR trennte sich infolge der Betrugsaffäre inzwischen auch von einem freien Mitarbeiter, der in der Herstellungsleitung gearbeitet hatte. Die Zusammenarbeit mit dem Mann sei mit sofortiger Wirkung beendet worden, teilte der Sender am 15. Juni mit. Auch er soll sich durch kriminelle Handlungen einen Vorteil verschafft haben. Die weiteren Ermittlungen der Staatsanwaltschaft seien abzuwarten, sagte Unternehmenssprecher Dirk Thärichen. Als weitere Folge des Skandals lässt der MDR die Wirksamkeit seiner Kontrollmechanismen durch ein externes Beraterteam überprüfen (epd 20/11). *lob/dir*

Peter Boudgoust bleibt SWR-Intendant

Strukturreformen angekündigt - Piel: „Konstruktiver Partner“

Mainz (epd). SWR-Intendant Peter Boudgoust ist am 10. Juni für eine zweite fünfjährige Amtszeit wiedergewählt worden. Bei einer gemeinsamen Sitzung von Rundfunk- und Verwaltungsrat des Südwestrundfunks in Mainzer Kurfürstlichen Schloss erhielt er in geheimer Abstimmung 66 von 72 abgegebenen Stimmen. Fünf Gremienmitglieder stimmten mit Nein, es gab eine Enthaltung. Der 56-Jährige war der einzige Kandidat.

In einer Rede vor der Wahl hatte Boudgoust für seine zweite Amtszeit Strukturreformen beim SWR angekündigt. Unnötige Doppelstrukturen in Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg sollten abgebaut werden. Im SWR-Fernsehen solle möglichst innerhalb der nächsten zwölf Monate ein fester Sendeplatz als Experimentierfläche für neuartige Formate geschaffen werden, sagte er.

In den kommenden Jahren will sich der wiedergewählte Intendant besonders für die Gründung eines öffentlich-rechtlichen Fernsehkanals für Jugendliche einsetzen. „Wir können nicht eine ganze Alterskohorte dem Trash-TV und den Krawall-Shows der Privaten überlassen“, sagte er. Allein könne die ARD ein solches Projekt nicht finanzieren, gemeinsam mit dem ZDF wäre ein Jugendkanal jedoch schon „morgen“ möglich. „Wir müssen Eitelkeiten überwinden und Eigeninteressen“, forderte er.

Die ARD-Vorsitzende Monika Piel gratulierte Boudgoust zur Wiederwahl. Die hohe Wertschätzung, die dem Intendanten entgegengebracht werde, sei nicht nur für den SWR, sondern auch für die ARD insgesamt eine gute Nachricht, sagte sie. „Ich freue mich, ihn als konstruktiven Partner im Kreis der Intendantinnen und Intendanten weiterhin an meiner Seite zu wissen.“ Piel hatte sich kürzlich gegen einen speziellen TV-Kanal für Jugendliche ausgesprochen.

Der Vorsitzende des SWR-Rundfunkrats, Harald Augter, lobte Boudgoust als „sachkundigen und ausgleichenden Intendanten, der nicht dazu neigt, zu polarisieren“.

Peter Boudgoust war 2006 mit 62 von 83 Stimmen als SWR-Intendant zum Nachfolger von Peter Voß gewählt worden. Bei seiner ersten Wahl hatte sich der Jurist gegen SWR-Fernsehdirektor Bernhard Nellessen und SWR-Landessenderdirektor Willi Steul durchgesetzt. Nach seiner Wahl sagte Boudgoust damals, Quote allein

genüge dem öffentlich-rechtlichen Sender SWR nicht. Im Programm müsse auch Platz für Sperriges sein.

Boudgoust, der im baden-württembergischen Viernheim geboren wurde, absolvierte sein Jurastudium in Heidelberg und Mannheim. Von 1986 bis 1994 war er im Stuttgarter Staatsministerium unter anderem für Medienpolitik zuständig. 1995 wurde er Justiziar des Süddeutschen Rundfunks (SDR). Nach der Fusion des SDR mit dem Südwestfunk zum neuen SWR wurde er 1998 Verwaltungsdirektor des neuen Senders. Er ist Mitglied der Strategiegruppe der ARD, die strategische Empfehlungen für die Intendanten erarbeitet. Zudem sitzt er der ARD/ZDF-Arbeitsgruppe Rundfunkgebühren vor. Von 2009 bis 2010 hatte er den ARD-Vorsitz inne.

Als SWR-Intendant und ARD-Vorsitzender wandte sich Boudgoust in den vergangenen Jahren unter anderem gegen eine Begrenzung der öffentlich-rechtlichen Aktivitäten im Internet. Das Netz sei für die Sender als Verbreitungsweg wichtig, um auch die jungen Menschen zu erreichen. Er sprach sich auch dagegen aus, auf Werbung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen und Radio zu verzichten.

Der SWR verfügt über einen Etat von rund 1,1 Milliarden Euro. Das Angebot des Südwestrundfunks umfasst acht Hörfunk- sowie ein Drittes TV-Programm mit regionalen Fenstern für Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg. Die 3.800 festen und 1.800 freien Mitarbeiter produzieren auch Beiträge für andere ARD-Programme.

Wie alle anderen Sender muss auch der SWR sparen. Boudgoust erklärte in der Vergangenheit, sein Sender begreife diese Notwendigkeit „nicht als Gefahr, sondern als Chance, unsere Programme noch stärker auf den öffentlich-rechtlichen Auftrag auszurichten“. Der SWR wolle mit seinen Programmen „mehr Menschen erreichen, also auch die Altersgruppen und Schichten, die uns zum Teil schon den Rücken gekehrt haben“.

Isr/tz/dir

SWR schließt 2010 mit positivem Ergebnis ab

Rundfunkrat genehmigt Jahresabschluss – 1,2 Milliarden Euro Erträge

Mainz (epd). Der SWR hat 2010 ein positives Jahresergebnis erzielt. Erträgen von 1,21 Milliarden Euro standen Ausgaben von 1,16 Milliarden Euro gegenüber, wie der SWR am 10. Juni in Mainz mitteilte. Der Rundfunkrat genehmigte den Jahresabschluss einstimmig. Im Jahr 2009 rechnete der SWR für 2010 noch mit Erträgen von 1,15 Milliarden Euro und Ausgaben von 1,14 Milliarden Euro (epd 97/09).

Intendant Peter Boudgoust erklärte, dass der Überschuss nur auf den ersten Blick beruhigend erscheine: „Wir haben uns etwas Luft verschafft, vor allem, um den strategischen Umbau des Senders zu bewerkstelligen.“ Sparen sei weiterhin wichtig. „Wir müssen Vorsorge treffen für schwierige Zeiten“, sagte er. Alarmierend seien rückläufige Gebührenerträge.

Verwaltungsdirektor Viktor von Oertzen begründete den Überschuss mit einem gestiegenen Programmvermögen bei der Degeto und dem SWR Fernsehen. Dabei gehe es um im Jahr 2010 produziertes Programm, welches erst 2011/12 gesendet werde und dann einen Mehraufwand verursache.

Zusätzlich hätten die Direktionen Mittel in Höhe von 20 Millionen Euro in das Folgejahr übertragen, sagte er. Dieses Geld seien aber bereits für konkrete Projekte verplant. Weitere zehn Millionen Euro konnten laut Oertzen bei der Programmverbreitung, in der Intendanz und bei der Verwaltungsdirektion eingespart werden.

pat

■ PERSONALIE

Hamburg (epd). **Torsten Schröder** (43) und **Tina Wolf** (38) präsentieren ab dem 20. Juni im Wechsel die Nachrichten im „Hamburg Journal“ im NDR Fernsehen. Torsten Schröder ist auch Sprecher der „Tageschau“. Tina Wolf moderierte zuletzt für das Landesfunkhaus Mecklenburg-Vorpommern die Sendungen „Nordmagazin“ und „Land und Leute“.

Direktoren für Fernsehen und Hörfunk beim WDR wiedergewählt

Neue Verträge von Kulenkampff und Schmitz laufen von 2012 bis 2014

Köln (epd). Der WDR setzt an der Spitze seines TV- und Radio-Angebots auf Kontinuität: Der Rundfunkrat bestätigte am 14. Juni in Köln die Fernsehdirektorin **Verena Kulenkampff** (58), auch Hörfunkdirektor **Wolfgang Schmitz** (63) wurde wiedergewählt. Bei beiden Personalentscheidungen folgte das Gremium dem Vorschlag von Intendantin **Monika Piel**. Die neuen Verträge von Kulenkampff und Schmitz beginnen im Frühsommer 2012 und enden am 30. April 2014.

Kulenkampff habe als WDR-Fernsehleiterin seit Mai 2007 die Programmangebote kreativ und konsequent weiterentwickelt, erklärte Piel. Dabei habe sie auch die Erfordernisse der gesamten ARD im Blick gehabt. Zudem habe sie das journalistische Profil weiter geschärft und starke Akzente im Unterhaltungsbereich gesetzt. Kulenkampff ist auch Fernsehfilmkoordinatorin der ARD. In ihrer bisherigen Amtszeit wurden zahlreiche neue Formate entwickelt, unter anderem die Serie „Mord mit Aussicht“ und „plasberg persönlich“.

Der alte und neue Hörfunkdirektor Schmitz steht nach Piel Worten für die Stärkung multimedialer Angebote. Dazu gehörten der Ausbau der Jugendwelle 1Live zur Multimediamarke, die Entwicklung von WDR-Angeboten für soziale Netzwerke sowie das mehrfach preisgekrönte Internet-Angebot „Klangkiste“ für Kinder. Als für das Internetangebot des WDR verantwortlicher Direktor habe er die Online-Strategie des Kölner Senders konsequent weiterentwickelt. Herausforderungen der kommenden Jahre sind laut Piel die Weiterentwicklung der Aktivitäten in sozialen Netzwerken sowie der Pilotbetrieb für das Digitalradio.

Der gebürtige Solinger Schmitz ist seit April 2007 WDR-Hörfunkdirektor und seit Januar dieses Jahres Vorsitzender der ARD-Hörfunkkommission. Er ist seit 1970 für den WDR tätig.

lwd

Verwaltungsgericht lehnt Eilantrag gegen ZDF-Intendantenwahl ab

Prozedere rechtens – Frankfurter Künstler wollte Vorstellungsgespräch erzwingen

Mainz (epd). Das Verwaltungsgericht Mainz hat den Eilantrag eines Frankfurter Künstlers gegen die Wahl des ZDF-Intendanten abgelehnt. Der Mann hatte sich selbst für den Intendantenposten beworben und das geltende Wahlverfahren angefochten, wie das Gericht am 15. Juni mitteilte. In dem Eilantrag war insbesondere bemängelt worden, dass Eigenbewerbungen für den Posten des ZDF-Intendanten nur möglich sind, wenn sie von mindestens einem Mitglied des ZDF-Fernsehrats unterstützt werden. Diese Regelung ist nach Ansicht der Richter jedoch nicht zu beanstanden. (AZ: 4 L 566/11.MZ)

Ein Bewerber, der überhaupt keinen Rückhalt in dem Aufsichtsgremium habe, werde auch die für eine Wahl nötige Drei-Fünftel-Mehrheit der Stimmen voraussichtlich nicht erreichen, hieß es zur Begründung. Das Gericht sah die Rechte des Bewerbers auch nicht darin verletzt, dass er anders als sein Mitbewerber, ZDF-Programmdirektor Thomas Bellut, nicht zu einer persönlichen Vorstellung eingeladen wurde. Wenn im Fernsehrat kein Interesse bestehe, hätten Bewerber keinen Rechtsanspruch auf ein Vorstellungsgespräch, führten die Richter aus.

Der Nachfolger des scheidenden ZDF-Intendanten Markus Schächter, der nach dem Ende seiner zweiten Amtszeit im März 2012 nicht erneut für den Posten zur Verfügung steht (epd 4/11), soll am 17. Juni in Berlin gewählt werden. Bellut ist der einzige Kandidat für das Amt, seine Wahl gilt als sicher (epd 19/11). Für einige Schlagzeilen sorgte im Mai allerdings bereits die als Satire gedachte Gegenkandidatur des Feuilletonchefs der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“, Claudius Seidl. Auch Seidl hatte das undurchsichtige Wahlverfahren bemängelt. *Isr*

Rundfunkrat stimmt Umbauplänen der Deutschen Welle zu

Uneingeschränkte Zustimmung – Beteiligungsverfahren abgeschlossen

Berlin/Bonn (epd). Der Umbau der Deutschen Welle ist besiegelt. Der Rundfunkrat des Auslandsrundfunks verabschiedete in seiner Sitzung am 10. Juni in Berlin die Aufgabenplanung für die Jahre 2010 bis 2013. Damit ist das gesetzlich vorgeschriebene Beteiligungsverfahren abgeschlossen, in dem auch Bundesregierung (epd 3/11) und Bundestag (epd 15/11) zur mittelfristigen strategischen Planung des Senders Stellung nehmen mussten.

Der Rundfunkratsvorsitzende Valentin Schmidt sagte, sein Gremium unterstütze den in der Aufgabenplanung angelegten Reformprozess uneingeschränkt. „Damit hat die Deutsche Welle eine ausgezeichnete Grundlage, in einer dynamischen Medienwelt wettbewerbsfähig zu bleiben und erfolgreich an der Meinungsbildung der Weltöffentlichkeit mitzuwirken.“ Die verschiedenen Übertragungswege müssten künftig „noch stärker an die gesellschaftlichen, marktspezifischen und politischen Situationen“ in den einzelnen Zielregionen angepasst werden.

Ausdrücklich erkenne der Rundfunkrat an, „dass Bundesregierung und Bundestag die Absicht der Deutschen Welle teilen, die Verantwortung für den deutschen Auslandssender im Inland auf eine breitere Basis zu stellen“. Die Bundesregierung sei aufgerufen, den entsprechenden Diskussionsprozess „jetzt zu beginnen und die Initiative zu ergreifen“, sagte Schmidt. Das Gremium begrüße, dass die Ausbildungsprogramme der Deutschen Welle für Medienberufe aus Schwellen- und Entwicklungsländern und die Beratungsleistung der DW-Akademie in diesen Ländern auch künftig gefördert würden.

Durch die anstehende Reform will sich die Deutsche Welle multimedial ausrichten und sich auf Kernaufgaben und die Schwerpunktregionen Subsahara-Afrika, Nahost, Iran und Nordafrika, China, Südasien und Afghanistan, Russland und Lateinamerika konzentrieren. Im Fernsehen setzt die Deutsche Welle auf eine engere Zusammenarbeit mit ARD und ZDF und Partnersendern im Ausland. Noch in diesem Sommer will der Sender mit dem Umbau beginnen (epd 20/11).

Die Deutsche Welle ist der deutsche Auslandssender, sie wird aus Steuergeldern finanziert. Derzeit verfügt sie über einen Bundeszuschuss von 273 Millionen Euro im Jahr, den die Bundesregierung angesichts der Auswirkungen der Wirtschafts- und Finanzkrise nicht erhöhen

will. Der Sender bietet seine Programme im Fernsehen, im Hörfunk und im Internet außer in Deutsch auch in zahlreichen anderen Sprachen an. Derzeit beschäftigt die Deutsche Welle rund 1.500 festangestellte und 1.500 freie Mitarbeiter. Im Zuge der Reform rechnet die DW-Führung mit einem Stellenabbau im dreistelligen Bereich. tz

Hubert Burda Media steigerte den Umsatz um acht Prozent

Digitale Geschäfte sollen größter Umsatzbringer werden

München (epd). Der Burda-Konzern lässt die Krise hinter sich. Im Geschäftsjahr 2010 setzte das Unternehmen rund 1,72 Milliarden Euro um. Das waren 8,4 Prozent mehr als im Krisenjahr 2009, wie der Verlag am Freitag in München mitteilte. Das Umsatzwachstum verdankt der Konzern vor allem seinem gut laufenden Auslands- und Digitalgeschäft. „Wir sind zurück auf dem Wachstumspfad und haben eine wirtschaftliche Basis geschaffen, um in den nächsten Jahren mit deutlich erhöhtem Tempo zu wachsen“, sagte Vorstandsvorsitzender Paul-Bernhard Kallen. Zum Gewinn machte das Unternehmen keine Angaben.

Für das Jahr 2011 rechnet Hubert Burda Media mit einer Beschleunigung des Wachstums. Der Bereich Digital soll dann voraussichtlich auch ohne das Direktmarketing der größte Umsatzbringer sein. Im Geschäftsjahr 2010 erwirtschaftete Burda 35,1 Prozent seines Unternehmensumsatzes in der Digital-Sparte. Die digitalen Geschäftsaktivitäten wuchsen auf 603,6 Millionen Euro (2009: 507,3 Millionen Euro).

Im Inland verkaufte der Konzern 2010 rund 350 Millionen Exemplare seiner insgesamt 77 Zeitschriften. Der Umsatz der inländischen Verlage ging um 3,3 Prozent auf 586,6 Millionen Euro zurück. Im Ausland publizierten Burda und seine Partnerverlage 226 Titel, vor allem in Osteuropa, Asien und der Türkei. Der Auslandsumsatz erhöhte sich um 15,6 Prozent auf 396,9 Millionen Euro.

Ende 2010 beschäftigte Hubert Burda Media 7.637 Mitarbeiter und damit rund 500 mehr als im Vorjahr (2009: 7.118). Im Geschäftsjahr 2011 soll die Mitarbeiterzahl erstmals auf rund 8.000 steigen.

Kabel Deutschland steigert Umsatz auf 1,6 Milliarden Euro

12,7 Millionen Abonnements – Schnelles Internet soll ausgebaut werden

München (epd). Der Kabelnetzbetreiber Kabel Deutschland hat seinen Umsatz im abgelaufenen Geschäftsjahr um 6,5 Prozent auf 1,599 Milliarden Euro gesteigert. Das Netto-Ergebnis lag bei minus 45,3 Millionen Euro. Im Vorjahr hatte es bei minus 40,1 Millionen Euro gelegen. Der Verlust sei einmaligen Aufwendungen geschuldet, teilte der Konzern am 8. Juni in München mit. Die Schulden seien um 118,2 Millionen Euro auf 2,78 Milliarden Euro verringert worden.

Kabel Deutschland versorgte im vergangenen Geschäftsjahr, das am 31. März endete, 8,75 Millionen Haushalte, 170.000 weniger als im Vorjahr. Der Rückgang der Gesamtkundenzahl sei auf einen Rückgang der indirekten Kundenbeziehungen zurückzuführen, teilte der Konzern mit. Die Auswirkung auf Umsatz und Ergebnis seien geringfügig, da die Umsätze, die mit indirekten Kabelanschlüssen erwirtschaftet würden, sehr gering seien. Die Zahl der direkten Kundenbeziehungen sei um 47.000 auf 7,54 Millionen gestiegen.

Die Gesamtzahl der Abonnements stieg gleichzeitig um 579.000 auf 12,7 Millionen. Vor allem die neuen Dienste Internet und Telefonie erwiesen sich nach Angaben des Konzerns als Wachstumstreiber. Kabel Deutschland bietet zusätzlich zum normalen analogen und digitalen Kabelanschluss auch sogenannte Premium-Pakete mit hochauflösenden Sendern an. Die Zahl der Premium-TV-Abonnements sei um 17,8 Prozent auf 1,26 Millionen gestiegen, teilte der Konzern mit. Der durchschnittliche monatliche Umsatz pro Kunde betrug im abgelaufenen Geschäftsjahr 13,40 Euro, 1,05 Euro mehr als im Vorjahr.

Der Konzern kündigte an, er werde das Netz in den kommenden zwei Jahren weiter ausbauen. Eine Million Haushalte sollen die Möglichkeit bekommen, über Kabelnetz an schnelles Internet angeschlossen zu werden. Kabel Deutschland war im April 2010 an die Börse gegangen. Seither habe sich der Wert der Aktie auf 44,45 Euro mehr als verdoppelt, teilte das Unternehmen mit. Für das laufende Jahr stellte der Vorstand eine Dividende von 1,50 Euro pro Aktie in Aussicht.

Kabel Deutschland teilte zudem am 7. Juni mit, Finanzvorstand Paul Thomason habe den Aufsichtsrat darüber informiert, dass er seinen Vertrag aus persönlichen Gründen nach dem Auslaufen am 31. März 2012 nicht verlängern möchte. Thomason wolle „neue Herausforderungen in seinem Heimatland USA“ annehmen. Die

Vorstandsmitglieder Adrian von Hammerstein, Manuel Cubero und Erik Adams hätten ihre Verträge bis zum 31. März 2013 verlängert. *dir*

Bertelsmann treibt Rückbau der Direct Group voran

Clubfilialen in Deutschland und Osteuropa werden der Hauptverwaltung zugeteilt

Gütersloh (epd). Das Medienunternehmen Bertelsmann löst die Direct Group als eigenständigen Unternehmensbereich zum 30. Juni auf. Die Buchclub- und Direktmarketinggeschäfte in Deutschland, Spanien und Osteuropa werden zunächst der Hauptverwaltung, bei der auch das Musikrechtegeschäft von BMG liegt, zugeordnet, wie das Unternehmen am 15. Juni in Gütersloh mitteilte. Als eigenständige Bereiche bleiben nur noch die RTL Group, Random House, Gruner + Jahr und Arvato.

Das Unternehmen schließt nach eigenen Angaben nicht aus, die Buchvertriebsgeschäfte in Russland, Tschechien, der Ukraine und der Slowakei zu verkaufen. Der bisherige Leiter der Direct Group, Fernando Carro, wird aber auch weiterhin für dieses Geschäftsfeld zuständig sein. Bertelsmann-Vorstandschef Hartmut Ostrowski erklärte, die Entscheidung zur Neuordnung der noch verbliebenen Clubgeschäfte stelle „den Abschluss des Rückbaus der Direct Group und damit eines großen strategischen Arbeitspaketes dar“.

Ende Mai verkaufte die Direct Group bereits ihre Geschäfte in Frankreich. Davor hatte die Verlagsgruppe Weltbild das Bertelsmann-Geschäft in Polen übernommen (epd 14/11). Im vergangenen Jahr hatte die Direct Group ihre Club- und Buchhandelsaktivitäten in Portugal, Italien, Australien und Neuseeland verkauft (epd 13/11).

Ab dem 27. Juni öffnet die Direct Group Germany ihre 226 „Der-Club“-Geschäfte in Deutschland für alle Kunden. Zuvor konnten nur Club-Mitglieder dort einkaufen. *pat*

„Bild“ kassiert erneut Rügen des Presserats

Schleichwerbung für Reiseunternehmen in „Premius“ ebenfalls gerügt

Berlin (epd). Der Deutsche Presserat hat bei seiner zweiten Sitzung in diesem Jahr insgesamt acht Rügen gegen Zeitungen, Zeitschriften und ein Onlineportal ausgesprochen. Während die „Bild“-Zeitung für die Verletzung von Persönlichkeitsrechten nicht-öffentlich gerügt wurde, erhielt die Zeitschrift „Viel Spaß“ eine öffentliche Rüge für ihre Berichterstattung über den Fußballer Michael Ballack, teilte der Presserat am 10. Juni in Berlin mit. Die Zeitschrift „Premius“, die Tageszeitung „Rheinische Post“ und die „Bayerische Staatszeitung“ erhielten jeweils eine Rüge, weil sie nach Ansicht des Presserates gegen das Schleichwerbeverbot verstoßen haben.

Die „Bild“-Zeitung und das Onlineportal „Bild.de“ hatten drei Berichte zu Straftaten mit ungepixelten Bildern der mutmaßlichen Täter bestückt. Der Presserat sah jedoch in keinem der drei Fälle ein für dieses Vorgehen notwendiges öffentliches Interesse. Das Selbstkontrollorgan mahnte die Einhaltung der Ziffer acht in Verbindung mit Richtlinie 8.1 an, wonach immer zwischen öffentlichem Informationsinteresse und den Persönlichkeitsrechten der Betroffenen abzuwägen ist. Sensationsbedürfnisse allein könnten ein Informationsinteresse der Öffentlichkeit nicht begründen.

Wegen eines gemeinsamen Auftritts von Michael Ballack mit einer Repräsentantin einer Hilfsorganisation hatte die Zeitschrift „Viel Spaß“ unter der Überschrift „Ehe-Drama“ spekuliert, ob Ballack ein geheimes Doppelleben führt. Nach Ansicht des Beschwerde-Ausschusses des Deutschen Presserates kann die Redaktion die aufgestellten Behauptungen nicht belegen. Die so entstandene moralisch abwertende Berichterstattung sei dazu geeignet, die Persönlichkeitsrechte von Ballack, seiner Frau und der betroffenen Mitarbeiterin zu verletzen.

Die Zeitschrift „Premius“ hatte unter der Überschrift „Familienzeit mit viel Gefühl“ einen Beitrag über Feriencamps veröffentlicht, der eine Vielzahl deutlich positiver Aussagen enthielt. Die verwendeten Formulierungen aus der Sprache der Werbung hätten die Grenze zwischen zur Schleichwerbung nach Richtlinie 7.2 des Presserkodex deutlich überschritten, begründete der Presserat seine Entscheidung. Gleiches treffe auf einen Artikel in der „Rheinischen Post“ zu, in dem das Blatt ungewöhnlich ausführlich und ausschließlich positiv über ein Busunternehmen berichtete. Am Ende des Beitrages habe zudem die Telefonnummer und die Webseite

eines Anbieters gestanden, bei der die Kataloge des Unternehmens bestellt werden können.

Die „Bayerische Staatszeitung“ habe gegen den Trennungsgrundsatz verstoßen, weil sie in einem Beitrag unter dem Titel „maßgeschneiderte Lösungen durch erfahrene Anwälte“ eine Wirtschaftskanzlei durch einen ihrer Mitarbeiter vorstellen ließ. Die Veröffentlichung hat mit werblichen Aussagen und den Kontaktdaten im Artikel nach Ansicht des Presserates die Grenze zur Schleichwerbung überschritten. Die Zeitschrift „Von Frau zu Frau“ erhielt hingegen eine öffentliche Rüge für die Veröffentlichung eines Bildes von einem Facharzt, der gar nicht existiert. Weil es sich bei dem Abgebildeten lediglich um ein Fotomodell, handelte sei wegen wahrheitswidriger Berichterstattung die Zeitschrift nach Ziffer eins des Pressekodex gerügt worden.

„Kein Werbeeffekt“

Die Beschwerde über eine mehrseitige Fotostrecke der Hautcreme Nivea in der Zeitschrift „Brigitte Woman“ befand der Presserat hingegen für unbegründet. Wie „Bildblog“ im April berichtete, hatte die Zeitschrift unter dem Titel „Ein Blau geht um die Welt“ auf acht Seiten Bilder von bekannten Plätzen wie dem New Yorker Times Square mit der Werbung der Hautcreme abgedruckt und dies als redaktionellen Inhalt gekennzeichnet. Am Ende der Fotostrecke wies die Redaktion zudem auf eine Internetseite hin, bei der die Leser zusätzliche Tipps zur Hautpflege und den Produkten des Kosmetikerherstellers bekommen könnten.

Nach Ansicht des Presserates stellt dies jedoch keine Schleichwerbung dar. Aufgrund der Internationalität der Marke sei im Gegensatz zum Busunternehmen in der „Rheinischen Post“ ein berechtigter publizistischer Anlass vorhanden gewesen, sagte der Referent der Beschwerdeausschüsse, Arno Weyand, dem epd am 15. Juni. „Wir sahen im Mittelpunkt dieser Veröffentlichung zum 100-jährigen Bestehen der Marke keinen Werbeeffekt.“

In den zwei Beschwerdeausschüssen wurden insgesamt 90 Beschwerden behandelt, die der Presserat in 35 Fällen als unbegründet erachtete. Neben den fünf öffentlichen und drei nicht-öffentlichen Rügen seien 14 Missbilligungen und 27 Hinweise ausgesprochen worden. *meu*

Tarifverhandlungen für Redakteure erneut ohne Ergebnis

Nächste Verhandlungsrunde am 29. Juni – DJV: Keine klaren Verleger-Aussagen

Düsseldorf/Berlin (epd). **Bei den Tarifverhandlungen für die rund 14.000 Zeitungsredakteure in Deutschland ist am 15. Juni in Düsseldorf kein Ergebnis erzielt worden. Die Verhandlungen würden am 29. Juni in Berlin fortgesetzt, teilten sowohl der Deutsche Journalisten-Verband (DJV) als auch der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZV) mit.**

Nach Darstellung des DJV ging die mittlerweile fünfte Verhandlungsrunde „ohne greifbare Fortschritte“ zuende. Die Zeitungsverleger seien nicht zu klaren Aussagen bereit gewesen, ob sie von ihren „Forderungen nach massiven Tarifverschlechterungen“ abweichen würden. Der BDZV wolle, dass Verlage in wirtschaftlichen Schwierigkeiten künftig Urlaubs- und Weihnachtsgeld zu einem Gehalt zusammenfassen können, wenn sie auf betriebsbedingte Kündigungen verzichten. Eine Einsichtnahme des Betriebsrats oder der Gewerkschaften in die Bilanz des Verlags solle bei dem Verlegermodell nicht vorgeschrieben sein, so der DJV. Über den vom BDZV geforderten „Dumping-Tarifvertrag“ für Berufseinsteiger sei nicht verhandelt worden.

DJV-Verhandlungsführer Kajo Döhring resümierte, die Gewerkschaften seien von einer Einigung mit den Zeitungsverlegern noch weit entfernt. „Es kann nicht sein, dass Verleger nach Gutdünken wirtschaftliche Schwierigkeiten ausrufen, um so das Urlaubsgeld einzusparen“, erklärte er. Der BDZV teilte knapp mit, bei den Verhandlungen über einen Neuabschluss von Mantel- und Gehaltstarifvertrag für Zeitungsredakteure hätten Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertreter „wichtige Eckpunkte weiter ausgelotet“.

Bereits seit Wochen gibt es bei Zeitungen im gesamten Bundesgebiet Warnstreiks, die sich gegen die Forderungen der Verleger richten (epd 19, 20, 21, 23/11). Am 9. Juni hatten etwa 3.000 Journalisten, Drucker und Verlagsangestellte in Frankfurt am Main für faire Tarifverträge und eine gerechte Bezahlung demonstriert. Sie trugen Plakate und Fahnen mit sich, auf denen sie sich gegen Einschnitte in den Manteltarifvertrag, die Einführung eines Billigtarifs für den journalistischen Nachwuchs und die Erhöhung der Wochenarbeitszeit im Druckereigewerbe wehrten.

Die Demonstranten kamen aus allen Bundesländern zu der Kundgebung auf den Frankfurter Römerberg. Sie waren dem Aufruf der Gewerkschaften DJV, dju und ver.di gefolgt. Beteiligt waren unter anderen Beschäftigte der

Frankfurter Zeitungshäuser, der Echo-Zeitungen GmbH in Darmstadt, der „Wetzlarer Neuen Zeitung“ sowie von Zeitungsverlagen in Nürnberg, Augsburg, Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg, Stuttgart und Saarbrücken.

Nach Auffassung der Gewerkschaften gibt es keinen Grund für Tarifverschlechterungen. Sie verweisen darauf, dass in deutschen Zeitungsverlagen eine Umsatzrendite von sechs bis acht Prozent „an der Tagesordnung“ sei. Der BDZV betont dagegen, dass Reformen am Tarifwerk erforderlich seien, um langfristig Arbeitsplätze zu sichern. *rid/leh*

Online-Experten: Journalisten müssen mehr kommunizieren

Frankfurter Tag des Onlinejournalismus – Plöchinger: Journalismus wird neu erfunden

Frankfurt a.M. (epd). **Journalisten müssen nach Ansicht von Online-Experten zu Kuratoren werden und Inhalte vermitteln, verwalten und kommunizieren. „Der Journalist muss sich der Kommunikation mit dem Leser stellen“, sagte der Chefredakteur von „sueddeutsche.de“, Stefan Plöchinger, am 9. Juni in Frankfurt am Main beim 7. Frankfurter Tag des Online-Journalismus. Wer 200 E-Mails von Lesern bekomme, müsse diese auch beantworten. Der Journalist und Dozent Christian Jakubetz sagte, die Erwartung der Nutzer an Journalisten habe sich verändert. In Zukunft werde Echtzeitjournalismus bedeutender werden.**

Für Plöchinger wachsen durch das Internet die Medien zusammen. „Wir erfinden tatsächlich gerade Journalismus neu“, sagte er. Im „Multimedium“ Internet gehe es sowohl um Ticker, aber vor allem um Hintergründe.

Das sieht auch Jakubetz so. Journalisten müssten neue Darstellungsformen finden. Mit einem Tablet-PC sei beispielsweise die schnelle Berichterstattung per Twitter, YouTube und Facebook nahezu gleichzeitig möglich, erklärte er. Das Tablet könne gegebenenfalls alle anderen Medien ersetzen, da es Filme, Text und Ton darstellen könne. Es werde sich als Gerätegattung eher durchsetzen als das Netbook. Jakubetz warnte jedoch auch vor zu hohen Erwartungen: „Das Tablet wird nicht irgendjemanden retten.“ Eher werde sich der Druck auf Verlage noch weiter erhöhen.

App-Angebote seien noch am Anfang. Wie beim frühen Internet gebe es noch keine Standards in der Darstellung und der Bedienoberfläche, betonte der Journalist. Lediglich die „Frankfurter Rundschau“ verbinde in ihrer

App die Zeitung mit Nutzungselementen des Internets, um daraus ein Multimediaprodukt zu machen.

„Unglaubliche Nähe“

Zeitungsmacher und Leser probieren laut Jakubetz unterschiedlichste Varianten aus. „In ein paar Jahren wird es Standards geben.“ Dass „Bild“ seinen Online-Auftritt nur für Tablet-Nutzer ausschließlich per App ermögliche, sei allerdings eine „idiotische Strategie“, kritisierte er. Wenn, dann müssten sie den Zugang auf allen Plattformen kostenpflichtig gestalten.

Die ARD-Journalistin Golineh Atai hob die Bedeutung sozialer Medien für die Berichterstattung hervor. „Sie verändern unsere Arbeit. Sie bedeuten unglaubliche Nähe, ohne geografisch nah zu sein“, sagte die Reporterin. Mit Hilfe von sozialen Netzwerken könnten Journalisten in repressiven Ländern „Risse im System“ aufzeigen. Wichtig sei es, Quellen zu prüfen, mit anderen abzugleichen und daraus dann Geschichten zu machen.

Redaktionen sollten auf die Ressourcen im eigenen Haus zurückgreifen, um Berichte einordnen zu können. Schließlich gebe es viele Muttersprachler und Journalisten mit Migrationshintergrund, sagte sie. „Die richtigen Kontakte in der Realwelt sind ausschlaggebend.“ Als ehemalige Korrespondentin in Ägypten habe sie mit Hilfe von arabischen Medienwissenschaftlern Videos von den Demonstrationen in Ägypten einschätzen können.

Datenjournalismus

Der Medienbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Markus Bräuer, betonte, dass diese Vorgehensweise richtig sei. Außerdem sollten Medienmacher darauf hinweisen, wenn sie keine oder nur unsichere Informationen hätten. „Wer wenige Stunden nach einer so unübersichtlichen Veranstaltung wie der Love Parade in Duisburg im letzten Sommer zu wissen glaubt, wer Schuld ist, wer die Verantwortung zu tragen hat, kann doch nicht seriös genannt werden“, sagte er.

Für den freien Journalisten Lorenz Matzat ist der sogenannte Datenjournalismus im Internet von großer Bedeutung. „Wir sind umgeben von Messgeräten, die Informationen sammeln“, sagte er. Mit diesen Daten könnten „tolle Geschichten“ erzählt werden, vor allem „hyperlokale“, die die Leser direkt betreffen. Diese könnten auch direkt eingebunden werden. Als Beispiel nannte Matzat die „New York Times“, die ihre Internet-Nutzer dazu aufrief, Vorschläge zur Kürzung des Regierungshaushalts zu machen. Außerdem könne der Leser wie bei den Plagiatsaffären bei der Recherche

helfen. „Datenjournalismus funktioniert nur online“, sagte er.

Der 7. Frankfurter Tag des Online-Journalismus wird gemeinsam vom Hessischen Rundfunk (HR), der EKD, dem Fachmagazin „epd medien“ und dem Internetportal „evangelisch.de“ organisiert. „epd medien“ und „evangelisch.de“ gehören wie die Zentralredaktion des Evangelischen Pressedienstes zum Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) mit Sitz in Frankfurt am Main.

► <http://www.hr-online.de/website/specials/ftoj/> pat

Studie: Produktplatzierungen werden bisher wenig genutzt

Langheinrich: Befürchtungen nicht bestätigt – 5.000 Programmstunden untersucht

Berlin (epd). **Produktplatzierungen im deutschen Fernsehen werden mehr als ein Jahr nach ihrer begrenzten Zulassung kaum genutzt. Zu dieser Einschätzung kommt eine Studie des Instituts für Medienforschung Göttingen und Köln (Im.Gö) im Auftrag der Medienanstalten, die am 14. Juni in Berlin vorgestellt wurde. Gründe dafür seien unter anderem der erhebliche Aufwand, der für Produktplatzierungen betrieben werden müsse, sowie die Angst vor Verdrängung klassischer Werbeformen und negativen Reaktionen der Zuschauer.**

Insgesamt halten sich die Produzenten zu großen Teilen an die Vorgaben des Rundfunkstaatsvertrags, wie die Studie zeigt. Produkte wurden demnach im Einklang mit den Vorgaben ausschließlich in Unterhaltungsformaten platziert und die Pflicht zur Kennzeichnung in fast allen Fällen erfüllt. Es hätten sich auch in den meisten Fällen keine Hinweise ergeben, dass die redaktionelle Unabhängigkeit beeinträchtigt worden sei, hieß es.

Produktplatzierungen sind für Privatsender seit dem 1. April 2010 in begrenztem Maße zulässig. Sie müssen deutlich kenntlich gemacht werden. Bezahlte Produktplatzierungen sind bei den öffentlich-rechtlichen Sendern nicht erlaubt, sie können aber unentgeltliche Produktionshilfen nutzen, wenn sie diese kenntlich machen (epd 26-27/10).

Für die Studie untersuchten Wissenschaftler mehr als 5.000 Programmstunden aus dem Herbst 2010 und dem Frühjahr 2011. In diesem Material fanden sie in sechs Casting- und Spieleshows, in vier Daily- und

Doku-Soaps, zwei Kochsendungen, zwei Krimiserien und drei Einzelsendungen Produktplatzierungen.

Der Beauftragte Programm und Werbung der Kommission für Zulassung und Aufsicht der Landesmedienanstalten in Deutschland (ZAK), Thomas Langheinrich, sagte, die Befürchtungen zum Start der Zulassung von Produktplatzierungen hätten sich insgesamt nicht bestätigt. Neben Kritik an einer Aufweichung der Grenzen zwischen Werbung und Programm hatte es unter anderem Befürchtungen geben, dass Produkte in unzulässiger Weise in Ratgeber- und Verbrauchersendungen platziert würden. Langheinrich sagte aber, die neue Werbeform stecke „erkennbar noch in der Probephase“.

Der Projektleiter der Studie, Helmut Volpers, sagte eine deutliche Zunahme von Produktplatzierungen in den kommenden Jahren voraus. Dann würden auch die Grenzfälle zunehmen, bei denen diskutabel sei, ob sie die Vorgaben des Rundfunkstaatsvertrages einhielten. Die Medienaufsicht sei dann verstärkt gefordert. Eine Grauzone, bei der die Produzenten bis an die Grenzen der neuen Regelungen gingen, werde es aber trotz möglicher künftiger Anpassungen geben: „Produzenten sind immer schneller als das Gesetz.“

In der jetzt vorgelegten Studie machten die Wissenschaftler drei solcher Grenzfälle aus: In einer Castingshow war eine Spielekonsole nicht nur im Bild sichtbar, sondern wurde von Sprecher, Moderator und Kandidat auch noch verbal angepriesen. Gleiches galt für Tiefkühl-Lebensmittel in einer Kochshow sowie die Hervorhebung eines Online-Versandhandels einer Modekette in einer weiteren Castingshow. Wird neben der Platzierung „verkaufsfördernd“ auf Produkte eingegangen, ist dies nicht mehr von den Vorgaben des Rundfunkstaatsvertrages gedeckt. aks

„Frankfurter Allgemeine Zeitung“ steigert Einnahmen um 7,5 Prozent

Verlagsgruppe erzielte Jahresüberschuss von 7,6 Millionen Euro

Frankfurt a.M. (epd). **Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ hat ihre Einnahmen im Jahr 2010 um 7,5 Prozent auf 271,4 Millionen Euro gesteigert.**

Die Einnahmen aus dem Anzeigengeschäft seien im vergangenen Jahr durch höhere Umfänge und durch Preiserhöhungen um fünf Prozent gestiegen, berichtete die Zeitung am 7. Juni. Auch im Vertrieb und im Onlinegeschäft habe der Verlag höhere Erlöse erzielt. Nachdem die FAZ GmbH im Jahr 2009 einen Fehlbetrag

von 19,8 Millionen Euro verzeichnet hatte, sei nun ein Jahresüberschuss von 4,8 Millionen Euro erzielt worden. Die Bilanzsumme sei mit 383 Millionen Euro stabil geblieben.

Die Auflage der FAZ sei im Jahr 2010 leicht um 1,1 Prozent auf rund 365.000 verkaufte Exemplare zurückgegangen, berichtete die Zeitung. Damit habe sich das Blatt im Branchenvergleich gut gehalten. Der Verkauf der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ sei im gleichen Zeitraum um 1,9 Prozent auf rund 352.000 verkaufte Exemplare gestiegen. Im laufenden Jahr trage das Verlagshaus den sich ändernden Mediennutzungsgewohnheiten mit neuen Applikationen für mobile Endgeräte Rechnung.

Wegen niedrigerer Papierkosten und geringerer Personalkosten seien die Aufwendungen im vergangenen Jahr gesunken, berichtete die Zeitung. Wegen der weiter wachsenden Anzeigen- und Vertriebslöse rechnet der Verlag auch im laufenden Jahr mit einer Ergebnissteigerung.

Zur Verlagsgruppe gehören unter anderem auch die in Potsdam erscheinende „Märkische Allgemeine Zeitung“ und das Logistik- und Zustellgeschäft der Medienservice KG. Der Gesamtkonzern erzielte 2010 einen Jahresüberschuss von 7,6 Millionen Euro und schloss mit einer Bilanzsumme von 394,4 Millionen Euro ab. *dir*

„Westfalenpost“ rückt näher an WAZ-Content-Desk

Gemeinsamer Regio-Desk mit der „Westfälischen Rundschau“

Essen/Hagen (epd). Die WAZ-Mediengruppe rückt nun auch die „Westfalenpost“ (WP) näher an den zentralen Content-Desk in Essen heran. Gemeinsam mit der „Westfälischen Rundschau“ (WR) führt die WP einen neuen Regio-Desk am Standort Hagen ein, der künftig von einem zentralen Nachrichtentisch aus die Ausgaben der beiden WAZ-Titel produziert. Der Regio-Desk ist technisch mit dem Content-Desk in Essen verbunden.

An dem titelübergreifenden Regio-Desk arbeiten laut WAZ rund 20 Mitarbeiter. Ein Personalabbau oder Kosteneinsparungen seien nicht geplant, sagte WAZ-Sprecher Paul Binder am 1. Juni dem epd. Der Desk soll vor allem die Lokalredaktionen von Produktionsarbeiten befreien. Sie sollen sich dadurch stärker journalistischen Tätigkeiten widmen können.

Neben dem Regio-Desk soll auch der WP-News-Desk in Hagen, der die Mantelseiten der „Westfalenpost“ produziert, an den Essener Content-Desk angebunden werden. Die WP soll Inhalte von dort beziehen und umgekehrt auch eigene Inhalte anbieten. Wann das neue Modell starten soll, steht noch nicht fest.

Die WAZ hatte 2009 in Essen den zentralen gemeinsamen Content-Desk für die Titelredaktionen der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ (WAZ), der „Westfälischen Rundschau“ (WR) und der „Neuen Ruhr/Neuen Rhein Zeitung“ (NRZ) eingerichtet (epd 14/09). Rund 300 Stellen und damit etwa ein Drittel der 870 Redakteure ihrer nordrhein-westfälischen Zeitungstitel baute die WAZ Mediengruppe damals innerhalb eines Jahres ab.

Die „Westfalenpost“ wurde damals nicht an den Content-Desk angebunden und sollte stattdessen ihr Konzept einer Heimatzeitung umsetzen. Daran werde auch mit der neuen Umstellung nicht gerüttelt, betonte Binder. *tz*

Honorarklauseln der Heinrich Bauer Achat KG rechtswidrig

Auch Oberlandesgericht Hamburg gibt DJV weitgehend recht

Hamburg (epd). Die Honorarbedingungen der Heinrich Bauer Achat KG für freie Bildjournalisten sind in wesentlichen Teilen rechtswidrig. Das Oberlandesgericht Hamburg hat dem Deutschen Journalistenverband (DJV) in der Berufungsinstanz im einstweiligen Verfügungsverfahren weitgehend recht gegeben, wie der DJV am 3. Juni mitteilte (AZ: 5 U 113 /09).

Das einstweilige Urteil des Oberlandesgerichtes ist rechtskräftig. Möglich ist allerdings noch eine Hauptsacheklage beim Landgericht Hamburg. Die Bauer Media Group äußerte sich auf Nachfrage des epd am 6. Juni nicht zu dem Fall.

Das Oberlandesgericht beanstandete - wie schon zuvor das Landgericht (epd 76/09) - den Umfang der einzuräumenden Rechte. Die Vereinbarung eines Pauschalhonorars sei unzulässig. Damit wollte Bauer sämtliche vertragliche Leistungen abgelden. Das Gericht untersagte auch eine Klausel, wonach dem Verlag beliebige Bearbeitungs- und Umgestaltungsrechte obliegen sollten. Zudem sei es unzulässig, dass der Verlag nicht zur Namensnennung des Fotografen verpflichtet sei,

wenn nicht eine schriftliche Vereinbarung über die Namensnennung geschlossen wurde.

Schließlich erklärte das Gericht auch die vom Verlag verwendete Haftungsklausel für rechtswidrig. Danach sollten die Fotografen den Verlag von allen ihm durch Dritte rechtskräftig auferlegten Kosten freistellen.

DJV-Bundesvorsitzender Michael Konken sagte, das Urteil bestätige „die Position der Verbände, dass nicht jeder Umfang der Rechtseinräumung mit dem Urhebergesetz vereinbar ist“. Die Geschäftsführerin der Deutschen Journalisten-Union (DJU), Ulrike Maercks-Franzen, sieht in dem Richterspruch die Bestätigung dafür, dass „rechtswidrige und unanständige Honorarbedingungen“ vor Gericht keine Chancen hätten. tz

Frühere taz-Chefredakteurin Mika: Zeitung wird Luxusmedium

Shz-Chefredakteur: Enge Leser-Bindung – Diskussion beim Christian Jensen Kolleg

Brekum (epd). Die traditionelle Zeitung wird nach Ansicht der ehemaligen taz-Chefredakteurin Bascha Mika (57) künftig ein „Luxusmedium“ für wenige Leser werden, die noch Wert auf Qualitätsjournalismus legen. Grund sei vor allem das Internet mit seinen Nachrichtenangeboten, die immer mehr Menschen als Information ausreichen, sagte Mika beim Demokratie-Kolleg am 8. Juni im Christian Jensen Kolleg in Breklum (Kreis Nordfriesland). Mika lehrt derzeit an der Universität der Künste in Berlin.

Der Chefredakteur des Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlages (shz), Stephan Richter (61), warnte davor, weniger journalistische Qualität anzubieten. Es gebe zwar Leser, denen ein Anzeigenblatt reiche. Trotzdem müssten Journalisten „die Sache hochhalten“. Die shz-Titel wie „Insel-Bote“ oder „Sylter Rundschau“ setzten auf eine „hohe Bodenhaftung“ im Lokaljournalismus und eine enge Leser-Blatt-Bindung.

Nach den Worten von Richter melden sich Leser umgehend, wenn sie Kritik an einem Bericht haben. Sie nähmen die Zeitung immer noch als „meine Zeitung“ wahr. Diese enge Leser-Blatt-Bindung gebe es aber eher in ländlichen Regionen, räumte Richter ein. Zum shz gehören 15 Zeitungstitel mit einer Gesamtauflage von 300.000 Exemplaren.

Mika und Richter bedauerten, dass offenbar immer mehr Verleger die hohe Bedeutung der Zeitung für Gesellschaft und Demokratie nicht mehr würdigten und

sie nur noch als Wirtschaftsfaktor sähen. „Die Verleger handeln immer mehr so, als produzierten sie Wurst oder Käse“, sagte Mika. In einem Medienunternehmen, das ausschließlich ökonomisch geführt werde, sei der professionelle Qualitätsjournalismus bedroht, so Richter. Dieser werde zunehmend nur noch als Kostenfaktor gesehen. Inh

Meckel: Medienwissenschaft muss mehr in die Öffentlichkeit

Beteiligung an Debatten wie dem Kachelmann-Fall gefordert

Dortmund (epd). Die Kommunikationswissenschaftlerin Miriam Meckel hat ihr Fach als zurückhaltend kritisiert. „Kommunikationswissenschaft in Deutschland hat ein verklemmtes Verhältnis zur Öffentlichkeit“, sagte Meckel am 1. Juni zur Eröffnung der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DG-PuK) in Dortmund. Oftmals gingen Vertreter des Fachs nicht in die Offensive, obwohl sie einiges zu bieten hätten.

Aktuelle Entwicklungen wie etwa die Digitalisierung und das sich ändernde Mediennutzungsverhalten bräuchten dringend den Diskurs und seitens der Kommunikationswissenschaft „auch einmal eine Entscheidung“. „Gelegentlich sollte man sich von seiner langfristigen Datenanalyse nach vorne trauen und eine Einschätzung abgeben“, kritisierte die Wissenschaftlerin. Dies treffe insbesondere auf Fälle wie den des Wettermoderators Jörg Kachelmann oder des ehemaligen ZDF-Chefredakteurs Nikolaus Brender zu. „Diese Debatte ist eine, die von Journalisten geführt wird“, sagte Meckel. „Unser Fach sollte dazu auch etwas sagen.“

Nach Ansicht des Journalismus-Professors Stephan Ruß-Mohl können Kommunikationswissenschaftler vielfach nicht kommunizieren. Das sei mit ein Grund dafür, weswegen die Medienwissenschaften in der Öffentlichkeit wenig wahrgenommen würden. In diesem Punkt könne man von den amerikanischen Kollegen lernen. „Die geben sich mehr Mühe, ihre Botschaften verständlich für ein breites Publikum rüber zu bringen“, sagte Ruß-Mohl. Jedoch müssten auch die Journalisten lernen, dass es innerhalb der Kommunikationswissenschaft Kompetenz zu aktuellen Fragen gibt. „Auf beiden Seiten muss man sich ein bisschen anstrengen.“

Die dreitägige Jahreskonferenz wurde in diesem Jahr vom Institut für Journalistik der Technischen Universität Dortmund veranstaltet. Knapp 400 Teilnehmer disku-

tierten vom 1. bis 3. Juni in rund 70 Vorträgen und Diskussionsrunden Fragen aus der Medienpraxis und Medienforschung. *meu*

Bibel TV sammelte 7,5 Millionen Euro Spenden

Vertrag von Geschäftsführer Henning Röhl verlängert

Hamburg (epd). Der christliche Fernsehsender Bibel TV hat seinen Umsatz im vergangenen Jahr mit 8,5 Millionen Euro gegenüber 2009 um knapp 20 Prozent gesteigert. Rund 7,5 Millionen Euro davon seien durch Spenden aufgebracht worden, teilte der Sender am 8. Juni mit. Den Hauptteil tragen rund 36.000 regelmäßige Spender. Etwa eine Million Euro kam aus Werbeerträgen und anderen Einnahmen. Auch für 2011 erwartet Bibel TV ein weiteres Wachstum. In den ersten fünf Monaten des Jahres 2011 sind die Spenden nach eigenen Angaben um etwa 18 Prozent gestiegen.

In ihrer Sitzung in Hamburg verlängerten die Gesellschafter von Bibel TV den Vertrag von Geschäftsführer Henning Röhl (68) bis zum Jahr 2013. Röhl war zuvor Fernsehdirektor des Mitteldeutschen Rundfunks (MDR) und Chefredakteur von „ARD aktuell“ („Tagesschau und Tagesthemen“). Bibel TV wird im Oktober 2012 sein zehnjähriges Bestehen feiern. Die gemeinnützige GmbH hat 16 Gesellschafter, die katholische und evangelische Kirche sind zusammen mit 25,5 Prozent beteiligt. Hauptgesellschafterin ist die Rentrop Stiftung. *Inh*

Islamistischer Terrorist muss Foto-Veröffentlichung hinnehmen

Bundesgerichtshof: Erhebliches Informationsinteresse der Öffentlichkeit

Karlsruhe (epd). **Ein verurteilter islamistischer Terrorist der Terrorgruppe „Ansa al-Islam“ muss die Veröffentlichung seines Fotos in den Medien hinnehmen. Wegen des erheblichen Informationsinteresses der Öffentlichkeit müsse das Persönlichkeitsrecht des Mannes zurücktreten, urteilte der Bundesgerichtshof (BGH) am 7. Juni in Karlsruhe (Az.: VI ZR 108/10).**

Der Mann war am 15. Juli 2008 vom Oberlandesgericht Stuttgart zusammen mit zwei Mitangeklagten wegen Mitgliedschaft in einer ausländischen terroristischen Vereinigung in Tateinheit mit versuchter Beteiligung

an einem Mord zu einer siebeneinhalbjährigen Freiheitsstrafe verurteilt worden. Die Gruppe war an einem geplanten Anschlag auf den damaligen irakischen Ministerpräsidenten Ijad Allawi beteiligt.

Während der Urteilsverkündung hatte der Vorsitzende Richter zwar Bildaufnahmen erlaubt, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass die Angeklagten auf den Fotos unkenntlich gemacht werden. Unter der Überschrift „Irak-Terroristen müssen für Attentatsplan ins Gefängnis!“ veröffentlichte die „Bild“-Zeitung trotz des richterlichen Verbots ein Foto, auf dem das Gesicht des Terroristen zu erkennen war. Dieser sah daraufhin sein Persönlichkeitsrecht verletzt und klagte auf Unterlassung.

Der BGH stellte nun klar, dass es sich bei der Urteilsverkündung um ein zeitgeschichtliches Ereignis handelte, an dem ein erhebliches Informationsinteresse der Öffentlichkeit bestanden habe. In diesem Fall sei eine Bildveröffentlichung auch ohne Einwilligung des Klägers erlaubt. Auch die Anordnung des Vorsitzenden Richters, Fotos unkenntlich zu machen, müsse hier zurückstehen. *fle*

Journalisten-Daten über Dresdner Landgericht ins Internet gelangt

Berliner Radio-Mitarbeiter entdeckte Datenleck - Gericht entschuldigt sich

Berlin/Dresden (epd). **Über die Internetseite des Landgerichts Dresden sind Daten von mehr als 100 Journalisten öffentlich zugänglich gewesen. Bei den Informationen handele es sich um einen älteren Datenbestand, in dem unter anderem Anschriften, Telefonnummern und Ausweisnummern von deutschen und internationalen Journalisten enthalten sind, die beim Landgericht akkreditiert waren, berichtete der Berliner Sender Radio multicult.fm am 14. Juni.**

Ein Mitarbeiter des Senders hatte das Datenleck auf der Seite „Justiz in Sachsen“ (www.justiz.sachsen.de) entdeckt. Ein Link führte zu den sensiblen persönlichen Daten. Wie es zu der offensichtlich falschen Verlinkung kam und wie lange die Daten schon für jedermann zugänglich im Netz standen, ist unklar. Die genaue Ursache für die Panne werde „noch untersucht“, teilte das Gericht in Dresden mit. Für einen Anwendungsfehler lägen derzeit keine Anhaltspunkte vor. Der Fehler sei am 11. Juni um 15 Uhr entdeckt und gegen 18 Uhr beseitigt worden, hieß es. Das Gericht entschuldigte sich bei den Betroffenen.

Laut einem Bericht der „tageszeitung“ (Ausgabe vom 15. Juni) handelte es sich bei den Daten um die Akkreditierungsliste zum Prozess gegen den Mörder von Marwa El-Sherbini. Betroffen waren dem Bericht zufolge unter anderem Journalisten von „Spiegel“, „Stern“, „Tagesspiegel“, „Süddeutsche Zeitung“ und „taz“, aber auch Vertreter arabischer Medien wie des TV-Senders Al-Dschasira. Die 31-jährige Ägypterin El-Sherbini war im Juli 2009 mitten in einer Gerichtsverhandlung am Dresdner Landgericht niedergestochen worden. Der inzwischen wegen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilte Täter hatte als Motiv Hass auf Muslime angegeben.

lob/rid

Ministerpräsident: Medien und Politik brauchen „gesunde Distanz“

„Saarbrücker Zeitung“ feiert 250-jähriges Bestehen

Saarbrücken (epd). **Der scheidende saarländische Ministerpräsident Peter Müller (CDU) hat Politiker und Journalisten aufgerufen, über ihr Verhältnis zueinander nachzudenken. Notwendig sei eine „gesunde Distanz“ in dem Bewusstsein, auf einem gemeinsamen Boden zu stehen, sagte er am 9. Juni in Saarbrücken mit Verweis auf die Bedeutung der Pressefreiheit für die Demokratie.**

Insbesondere sollte über die Wechselwirkungen nachgedacht werden, wenn Politiker eine mediale Öffentlichkeit erreichen wollen und Journalisten nach Nachrichten suchen, regte Müller bei einem Festakt zum 250-jährigen Bestehen der „Saarbrücker Zeitung“ an. Der CDU-Politiker, der im August als Regierungschef im Saarland ausscheiden will, verglich das Verhältnis von Politikern und Journalisten mit dem Leben von Stachel-schweinen im Winter: Rückten sie zu nahe zusammen, komme es zu Verletzungen. Blieben sie auf zu großer Distanz, würden sie erfrieren.

Die „Saarbrücker Zeitung“ gehört zu den ältesten Tageszeitungen in Deutschland. Die zur Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck gehörende Regionalzeitung erscheint mit einer Auflage von rund 150.000 Exemplaren. *kfr*

Jugendschützer registrieren mehr verbotene Internetangebote

2010 Anstieg um sieben Prozent im Vergleich zum Vorjahr

Mainz (epd). **Die Zentralstelle der Länder jugendschutz.net hat 2010 insgesamt rund 2.600 unzulässige Internetangebote registriert. Im Vergleich zum Vorjahr sei die Zahl um sieben Prozent gestiegen, teilte die Organisation am 31. Mai zur Vorstellung ihres Jahresberichts 2010 in Mainz mit. Vor allem ausländische Fälle nähmen stetig zu. Insgesamt kontrollierte die Zentralstelle im vergangenen Jahr mehr als 39.000 Internetangebote, etwa doppelt so viele wie 2009.**

Die Verdoppelung sei vor allem durch verstärkte Kontrollen im Web 2.0 zu erklären. Hier dokumentierte jugendschutz.net rund 6.000 unzulässige Videos, Profile und Kommentare. Insgesamt bleibe Pornografie das größte Jugendschutzproblem, aber mit rückläufiger Tendenz, hieß es. Die Anzahl deutscher Angebote, auf denen Magersucht verherrlicht wird, steige weiter an. In vier von fünf Fällen hätten Verstöße durch Kontakte zu den Anbietern schnell beseitigt werden können. Auch in 80 Prozent der unzulässigen Fälle im Ausland sei die Löschung erreicht worden, bei jugendgefährdenden Inhalten habe die Quote bei einem Drittel gelegen.

Die Zentralstelle forderte einen besseren Schutz von jungen Internetnutzern. Kinder und Jugendliche seien etwa durch Mobbingplattformen, Belästigungen in Zufallschats sowie Hasskommentare in sozialen Netzwerken vermehrt bedroht. Der Jugendschutz im Internet müsse zeitgemäß gestaltet werden.

Eine grundlegende Freiheit des Netzes sei nicht möglich. Nötig sei vielmehr eine „Kultur gemeinsamer Verantwortung“, erklärte jugendschutz.net. Diese müsse aus einem Zusammenspiel rechtlicher Bestimmungen, staatlicher Kontrollen, Selbstregulierungen der Anbieter und der Förderung der Medienkompetenz bestehen.

Jugendschutz.net wurde 1997 von den Jugendministern aller Bundesländer gegründet, um jugendschutzrelevante Angebote im Internet zu überprüfen und auf die Einhaltung von Jugendschutzbestimmungen zu drängen. Bei Verstößen gegen Bestimmungen des Jugendmedienschutz-Staatsvertrages soll jugendschutz.net den Anbieter hierauf hinweisen sowie die anerkannten Einrichtungen der Freiwilligen Selbstkontrolle und die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) informieren. *lstr/tz*

McAllister plädiert für stärkere Förderung der Medienkompetenz

Schutz von Kindern sei „gesamtgesellschaftliche Aufgabe“

Oldenburg (epd). Der niedersächsische Ministerpräsident David McAllister (CDU) hat sich für eine stärkere Förderung der Medienkompetenz von Kindern und Jugendlichen ausgesprochen. Die Gefahren im Internet seien vielfältig, sagte er am 30. Mai zur Eröffnung des 16. Deutschen Präventionstages in Oldenburg. Dazu gehörten Gewalt, Pornografie, Sucht sowie politischer und religiöser Extremismus. Der Schutz der Heranwachsenden sei eine „gesamtgesellschaftliche Aufgabe“.

Der europaweit größte Kongress zur Kriminalitätsbekämpfung steht unter der Überschrift „Neue Medienwelten – Herausforderungen für die Kriminalprävention?“. Der Geschäftsführer des Präventionstages, Erich Marks, forderte eine Wissensbündelung über die Risiken und Gefahren der digitalen Medien. Das Internet sei zum Tatort geworden. Die Polizei habe im vergangenen Jahr einen Rekordwert von 225.000 Straftaten im Internet gezählt.

McAllister warnte vor einem zu unvoreingenommenen Umgang mit dem Internet. In der Anonymität des weltweiten Netzes sinke die Hemmschwelle, Mitmenschen zu verunglimpfen. Für die Opfer sei dies besonders schlimm: „Was einmal im Internet ist, kann später kaum noch zurückgeholt werden.“ *lmb*

Mehr Geld für Bürgermedien gefordert

Fachgespräch zur Zukunft gemeinwirtschaftlicher Medien in Bayern

München (epd). Gemeinwirtschaftliche Lokalradios und TV-Stationen erhalten nach Ansicht von Experten zu wenige Fördergelder. Das bemängelte Georg May vom Bundesverband Bürger- und Ausbildungsmedien am 7. Juni in München bei einem Fachgespräch der bayerischen Grünen Landtagsfraktion.

Die sogenannten Bürgermedien, die ohne Gewinn arbeiten und zusammen täglich 1.500 Stunden Programm produzieren, gehören nach Angaben von May zur festen Größe in einigen Regionen Deutschlands. Er bemängelte, dass die Arbeit der Bürgermedien unterfinanziert sei. Die meisten Mitarbeiter, die Bürgermedien als ersten Praxistest für ihren künftigen Beruf nutzen, arbeiten

laut May unentgeltlich oder für geringe Honorare. Nur ein halbes Prozent der Rundfunkgebühren, also 26 Millionen Euro im Jahr, fließe in die Bürgermedien. May plädierte für eine Aufstockung dieser Fördergelder auf ein Prozent.

Nach Angaben von Klaus-Jürgen Buchholz von der Niedersächsischen Landesmedienanstalt sind Bayern, Baden-Württemberg und Bremen Schlusslichter bei der Förderung der nicht-kommerziellen Lokalsender. Die Expertenrunde war sich einig, dass die gemeinwirtschaftlichen Sendeanstalten nicht vernachlässigt werden dürften.

Schätzungen zufolge erreichen die nichtkommerziellen Sender, die auch Community Media genannt werden, bundesweit täglich 1,5 Millionen Menschen. Rund 30.000 ehrenamtliche Mitarbeiter sind für sie tätig. Einige Bürgermedien sind als Aus- und Fortbildungskanäle oder Campus-Radios für Studenten organisiert und bieten Workshops für angehende Journalisten an. *lmb*

Studie: Zeitversetztes Fernsehen fordert Programmierer heraus

Nutzung vor allem während der Primetime – Fernsehforschung verbessern

Dortmund (epd). Das zeitversetzte Fernsehen wird die Programmierer des linearen Fernsehens nach Ansicht von Experten vor erhebliche Herausforderungen stellen. In Zukunft würden die Zuschauer eher unattraktive, aber prominent platzierte Sendungen im klassischen Fernsehen wegen der Möglichkeiten des zeitversetzten Fernsehens meiden, sagte Lena Ziegler vom Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU München am 2. Juni in Dortmund.

Je nach Art der Nutzung könne der zeitversetzte TV-Konsum dem klassischen Fernsehen sowohl Zuschauer entziehen als auch die Reichweite einzelner Sendungen steigern, sagte sie bei der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationsforschung (DGPK). In einer nicht repräsentativen Onlinebefragung gaben im September 2010 über die Hälfte der 450 Befragten an, zeitversetztes Fernsehen vor allem während der Primetime zwischen 20 und 23 Uhr zu nutzen. Als zeitversetztes Fernsehen wurden dafür sowohl gerätebasierte Lösungen wie HD-Rekorder als auch serverbasierte Plattformen wie Mediatheken berücksichtigt.

Die meisten Befragten (28 Prozent) schauten sich zeitversetzt Serien wie „Verbotene Liebe“ und „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ an, 21 Prozent nutzten das zeitversetzte Fernsehen für Dokumentationen und 20 Prozent sahen Spielfilme. Kaum genutzt wurden hingegen Ratgebersendungen (ein Prozent) und das Kinderprogramm (zwei Prozent).

Die Forscher untersuchten bei ihrer Studie zudem die unterschiedlichen Motive zur Nutzung des nicht-linearen Fernsehens in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation. Als starkes Motiv kristallisierte sich dabei vor allem das Nachholen verpasster Sendungen heraus, gefolgt von der Lust auf eine bestimmte Sendung und der Möglichkeit, selber bestimmen zu können, wann man fernsehen möchte.

In einer repräsentativen Befragung wollen Ziegler und ihr Kollege Olaf Jandura demnächst klären, welchen Stellenwert das zeitversetzte Fernsehen bei den Zuschauern gegenüber dem linearen hat. Zudem müsse die Fernsehforschung diese Art der Nutzung besser erfassen, um verlässliche Ergebnisse über die wirkliche TV-Reichweite zu erhalten. Bislang würden sämtliche serverbasierten Angebote von der Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung noch nicht erfasst, sagte Ziegler. *meu*

Kraft eröffnet Medienforum.NRW mit medienpolitischer Grundsatzrede

Medienkongress steht unter dem Motto „Medien, Macht und Menschen“

Köln (epd). Das diesjährige Medienforum.NRW steht unter dem Motto „Medien, Macht und Menschen“. Eröffnet werde der größte Medienkongress in Nordrhein-Westfalen am 20. Juni in Köln von Ministerpräsidentin Hannelore Kraft (SPD) mit einer medienpolitischen Grundsatzrede, kündigten die Veranstalter am 7. Juni in Köln an. Darin wolle sie auch die künftige Medienstrategie der rot-grünen Landesregierung vorstellen, hieß es.

In der Kölnmesse werden vom 20. bis 22. Juni nationale und internationale Medienvertreter in 70 Experten-Runden mit rund 200 Referenten und Moderatoren eine aktuelle Standortbestimmung versuchen. „Nachdem wir lange über die Digitalisierung sprachen, sind wir nun mittendrin und besichtigen ihre Folgen für die Medien, für die Politik und für uns als Gesellschaft“, sagte der Direktor der veranstaltenden Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen (LfM), Jürgen Brautmeier, bei der Programmpräsentation. Zentrales Thema sei deshalb das

Verhältnis etablierter Medien wie Zeitung, Radio oder TV zu neuen sozialen Medien wie Twitter und Facebook.

Daneben konzentrieren sich die Diskussionen, Foren und Workshops bei der 23. Auflage des Medienforums.NRW auf Fernsehen, Film, Zeitung und Digitales. Themen wie das Medienkonzentrationsrecht, mobile Mediennutzung und Trends in der Werbung sowie Datenschutz und Internet-Sicherheit sollen zur Sprache kommen. Auch dem Radio soll nach Angaben der Veranstalter mehr Platz eingeräumt werden.

Auf dem Medienforum.NRW werden unter anderen die derzeitige ARD-Vorsitzende und WDR-Intendantin Monika Piel und ZDF-Intendant Markus Schächter sowie RTL-Group-Geschäftsführer Gerhard Zeiler und der Präsident der Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger, Helmut Heinen, diskutieren. Vodafone-Chef Friedrich Jousen, E-Plus-Geschäftsführer Thorsten Dirks, Schulministerin Silvia Löhrmann (Grüne) und Medienministerin Angelica Schwall-Düren (SPD) gehören ebenso zu den Gästen wie Angela Merkels Medienberaterin Eva Christiansen und die ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Margot Käßmann.

Das Land Nordrhein-Westfalen fördert das 23. Medienforum.NRW mit 1,5 Millionen Euro, 723.000 Euro zahlt die LfM, 220.000 Euro die Stadt Köln.

► <http://www.medienforum.nrw.de>

lwd

Produzent und Regisseur Peter Schamoni gestorben

Produzentenallianz: „Einer der vielseitigsten und originellsten deutschen Produzenten“

München (epd). Der Filmproduzent und Regisseur Peter Schamoni ist tot. Er starb nach Angaben seiner früheren Lebensgefährtin Anja Jungclaus am 14. Juni im Alter von 77 Jahren in München. Alexander Thies, Vorsitzender des Vorstands der Allianz Deutscher Produzenten, würdigte Schamoni als einen der „vielseitigsten und originellsten deutschen Produzenten, Regisseure, Autoren“. Für Schamoni sei „Filmemacher“ ein Ehrentitel gewesen.

Schamoni war in den 60er Jahren als Produzent der Komödie „Zur Sache Schätzchen“ mit Uschi Glas und Werner Enke bekanntgeworden. Seit 1957 war er an mehr als 30 Spiel- und Dokumentarfilmen beteiligt. In den vergangenen 20 Jahren hatte er vor allem durch Dokumentarfilme über Künstler wie Fernando Botero,

Max Ernst und Niki de Saint Phalle auf sich aufmerksam gemacht.

Der Filmemacher gehörte 1962 zu den Unterzeichnern des Oberhausener Manifests, in dem Autoren und Regisseure eine radikale Kehrtwendung auf allen Ebenen des deutschen Films einforderten. Die Erklärung endete mit den Sätzen: „Der alte Film ist tot. Wir glauben an den neuen.“

Bayerns Medienminister Marcel Huber (CSU) würdigte Schamoni als Ausnahmeerscheinung des deutschen und internationalen Films. Er habe „mit seinem umfangreichen und vielseitigen Wirken und seiner klaren Handschrift Filmgeschichte geschrieben. Schamoni beherrschte das Genre des Spielfilms und das Dokumentarfilms gleichermaßen – eine große Leistung, die nur wenige Könner für sich in Anspruch nehmen können.“ Schamoni war 2009 mit dem Ehrenpreis des Bayerischen Filmpreises ausgezeichnet worden. *dir*

Bayerischer Fernsehpreis für Andrea Sawatzki und Frederick Lau

Ausgezeichnet wurden auch Wagner, Baum, Rados, Huntgeburth und Graf

München (epd). Die Schauspieler **Andrea Sawatzki** und **Frederick Lau** sind am 10. Juni mit dem Bayerischen Fernsehpreis ausgezeichnet worden. Sawatzki erhielt den mit 10.000 Euro dotierten Preis als beste Schauspielerin für ihre Rolle in dem Fernsehfilm „Bella Vita“ (ZDF), wie die Bayerische Staatskanzlei mitteilte. An den 21-jährigen Lau ging der Blaue Panther für seine Darstellung eines unglücklichen Wehrpflichtigen in „Neue Vahr Süd“ (ARD/WDR/Radio Bremen). Sein Spiel sei leichtfüßig und „nicht überzogen komödiantisch“, urteilte die Jury.

In der Kategorie Serien und Reihen wurde Lisa Wagner für die Rolle der jungen Rechtsanwältin Regine Zimmer im Tatort „Nie wieder frei sein“ (ARD/BR) ausgezeichnet. Henning Baum erhielt den Preis für seine Rolle des Polizisten Mick Brisgau in „Der letzte Bulle“ (Sat.1).

Die RTL-Reporterin Antonia Rados wurde in München für ihre Nahost-Berichterstattung ausgezeichnet. Die Jury lobte, als einziger deutschsprachiger Korrespondentin sei Rados ein Interview mit dem libyschen Diktator Muammar al-Gaddafi gelungen, „das den Diktator in seiner bizarren Selbstgefälligkeit entlarvt“.

Die Schauspielerin Iris Berben erhielt bei der Gala im Münchner Prinzregententheater den Ehrenpreis des

Bayerischen Ministerpräsidenten. Horst Seehofer (CSU) würdigte Berben als „eine der profiliertesten Schauspielerinnen Deutschlands, die durch großartige Wandlungsfähigkeit beeindruckt“. Zugleich sei sie Botschafterin für Völkerverständigung und gesellschaftliches Engagement.

Ausgezeichnet wurden auch die Regisseure Hermine Huntgeburth, Dominik Graf und Max Färberböck. Graf erhielt den Preis für seine ARD-Serie „Im Angesicht des Verbrechens“, Färberböck für den Heimatkrimi „Sau Nummer vier“ (BR). Hermine Huntgeburth überzeugte die Jury mit ihrer Regie in dem Film „Neue Vahr Süd“ (ARD/WDR/Radio Bremen) nach dem gleichnamigen Buch von Sven Regener.

Ebenfalls ausgezeichnet wurde Andreas Kuno Richter für den Film „Der Verrat. Wie die Stasi Kinder und Jugendliche als Spitzel missbrauchte“ (RTL/n-tv). Markus Bräuer, der Medienbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), dankte dem Autor für sein Engagement. Die Dokumentation, die vom kirchlichen Leben in der DDR handelt, wurde von der evangelischen Produktionsfirma Eikon für die EKD produziert. Weitere Preise gingen an Mike Lingenfelser und Thomas Kießling für die Sendung „Der Biospritskandal – Klimapolitik in der Sackgasse“ (BR) und an den Korrespondenten Johannes Hano für seine Reisereportage mit dem Titel „Chinas Grenzen“ (ZDF).

Die Autoren Stefan Scheich und Robert Dannenberg erhielten den Preis für die Krimireihe „Der letzte Bulle“ (Sat.1). Die Produzentin Ute Biernat wurde für die Musikcastingshow „X Factor“ (VOX) ausgezeichnet. Eine weitere Auszeichnung ging an Richard Ladkani und Volker Tittel für ihre Dokumentation „Der Vatikan – Die verborgene Welt“ (ARD/BR) sowie an Markus Kavka für das Porträt „Number One – Ozzy Osbourne“ (Kabel Eins).

Der Schauspieler Vladimir Burlakov erhielt den Nachwuchsförderpreis der LfA Förderbank Bayern für seine Rolle des Marco W. in dem Sat.1-Film „Marco W. – 247 Tage im türkischen Gefängnis“.

Der Bayerische Fernsehpreis wird seit 1989 von der bayerischen Staatsregierung für herausragende Leistungen im deutschen Fernsehen vergeben. Preissymbol ist der Blaue Panther. Die Preise sind mit jeweils 10.000 Euro dotiert. *lhm/dir*

„Im Bild versinken“ ist Hörspiel des Monats Mai

Jury lobt die „poetisch dichte Gedankenlandschaft“ des Stücks

Bensheim (epd). **Hörspiel des Monats Mai** ist die Deutschlandradio-Kultur-Produktion „Im Bild versinken“ von Klaudia Ruschkowski und Giuseppe Maio. In einer vielschichtigen Montage aus Gesprächs-O-Tönen, Ausschnitten aus literarischen Texten, historischen Dokumenten, historischen Schallplattenaufnahmen von friaulischen Volksliedern und weiterer Musik entstehe eine poetisch dichte Gedankenlandschaft, teilte die Deutsche Akademie der Darstellenden Künste am 1. Juni in Bensheim mit. Das Stück sei zugleich Künstlerporträt und Zeitdokument und ziehe den Zuhörer unmittelbar in den Bann.

Ruschkowski und Maio besuchten den 84 Jahre alten Maler und Dichter Giuseppe Zigaina in seinem Haus in Cervignano im Friaul, der nordöstlichen Region Italiens, um mit ihm über seine Freundschaft zu dem Filmregisseur, Dichter und Publizisten Pier Paolo Pasolini zu sprechen.

Den Schlüssel zu dieser Verbindung finden die Autoren in der Landschaft, in der sowohl Zigaina als auch Pasolini aufgewachsen sind. Die Autoren stoßen auf einen intellektuellen Krimi: Zigaina hat nach dem Tod Pasolinis nicht nur 22 Bücher über den Freund und dessen Werk geschrieben, sondern entschlüsselt die bis heute rätselhaften Umstände der Ermordung Pasolinis als organisierten Selbstmord.

„Dabei sind es insbesondere der Klang und die Wärme von Zigainas Stimme, die Musikalität seines Italienisch und die authentische Atmosphäre der Gesprächsaufzeichnung in Zigainas Haus und Garten, die dem Hörerlebnis eine ganz eigene Intimität und Sinnlichkeit verleihen“, lobte die Jury. „Im Bild versinken“ wurde am 29. Mai erstgesendet. tz

Fiction-Chef von Sat.1 erhält Robert Geisendörfer Preis

Jury: Herausragender Programmgestalter des privaten Fernsehens

Hannover/Frankfurt a.M. (epd). **Joachim Kosack, Co-Geschäftsführer des Privatsenders Sat.1, erhält in diesem Jahr den Sonderpreis des Robert Geisendörfer Preises. Die Evangelische Kirche in Deutschland teilte am 15. Juni in Hannover mit, damit werde ein herausragender Programmgestalter des privaten Fernsehens gewürdigt. Der Preis wird am 13. September in Baden-Baden überreicht.**

Kosack beweise, dass auch im gewinn- und damit unterhaltungsorientierten Privatfernsehen nicht allein „populärer Eskapismus“ zähle, sondern Haltungsfragen Eingang in die Fiktion finden könnten, schreibt die Jury in ihrer Begründung. Das habe Kosack, der seit November 2007 den Bereich Fiction bei Sat.1 leitet, in den vergangenen Jahren unter anderem mit Filmen wie „Restrisiko“ oder der Anwaltserie „Danni Lowinski“ gezeigt. Die Jury verstehe ihren Sonderpreis als Ermutigung an den Fiction-Chef, den Anspruch auch in Zukunft nicht den öffentlich-rechtlichen Sendern zu überlassen.

Kosack wurde 1965 in Gunung Sitoli (Indonesien) geboren. Nach dem Abitur 1984 war er einige Jahre freier Kabarettist in Wuppertal. Von 1988 bis 1992 war er Regieassistent im Stadttheater Pforzheim und anschließend Oberspielleiter am Landestheater Coburg. 1995 wechselte er zum Fernsehen und war von 1996 bis 1998 Chefautor von „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“. Von 2001 bis 2006 arbeitete er als Produzent für die Firma teamWorx und realisierte dort unter anderem die Filme „Stauffenberg“ (ARD, 2004), „Lulu“ (ZDFtheaterkanal) und „Die Flucht“ (ARD 2007). 2007 wechselte er zu Sat.1, wo er unter anderem auch die Serien „Der letzte Bulle“ und den Film „Marco W. - 247 Tage im türkischen Gefängnis“ verantwortete. Seit April ist er zugleich Co-Geschäftsführer von Sat.1.

Der Robert Geisendörfer Preis wird seit 1983 jährlich im Gedenken an den christlichen Publizisten Robert Geisendörfer verliehen, der im vergangenen September 100 Jahre alt geworden wäre. Mit dem Preis zeichnet die Evangelische Kirche in Deutschland Hörfunk- und Fernsehsendungen aus allen Programmsparten aus, die das persönliche und soziale Verantwortungsbewusstsein stärken und zur gegenseitigen Achtung der Geschlechter beitragen. Mit dem nicht dotierten Sonderpreis wird eine exemplarische publizistische oder künstlerische Leistung gewürdigt. dir

Deutscher Dokumentarfilmpreis geht an Wim Wenders

SWR-Intendant Boudgoust lobt „neue ästhetische Dimension“ von „Pina“

Ludwigsburg (epd). Der Film „Pina“ von Wim Wenders ist am 26. Mai in Ludwigsburg mit dem Deutschen Dokumentarfilmpreis ausgezeichnet worden. Mit dem Film habe Wenders ein „filmisches Kunstwerk“ geschaffen, „das all seine Qualitäten als Regisseur vereint, und sich dennoch niemals über die Kunst der Pina Bausch stellt“, urteilte die Jury. Weitere Preise gingen an „How to make a book with Steidl“ und an „Der Tag des Spatzen“.

Wenders erhielt den mit 20.000 Euro dotierten Hauptpreis für seinen in 3D produzierten Dokumentarfilm über die Arbeit der 2009 verstorbenen Choreographin Pina Bausch. SWR-Intendant Peter Boudgoust bezeichnete „Pina“ (ZDF/3sat/ARTE) als herausragendes Beispiel, neue Möglichkeiten der Produktionstechnik zu erproben. Wim Wenders stoße mit der 3D-Technologie in eine „neue ästhetische Dimension“ vor: „Der Tanz im Raum bringt den Zuschauern die Protagonisten im besten dokumentarischen Sinne nahe.“

Jörg Adolph und Gereon Wetzel erhielten für „How to make a book with Steidl“ (ZDF/3sat) den mit 3.000 Euro dotierten Preis des Hauses des Dokumentarfilms. Die Jury lobte den Film über den Verleger Gerhard Steidl als „einen sehr modernen Film über Kunst und

Globalisierung, der durch seine Montage und ganz eigene Materialität besticht“. Den mit 2.000 Euro dotierten Preis der Stadt Ludwigsburg erhielt Philip Scheffner für „Der Tag des Spatzen“ (ZDF/ARTE). Der Film über den Afghanistaneinsatz macht laut Jury „die Leerstelle des nicht Abbildbaren zum Thema“ und arbeite „so beiläufig wie souverän mit den erzählerischen Mitteln“ der immer rarer werdenden Form des Essay-Films.

Boudgoust sagte, der SWR arbeite kontinuierlich an der Entwicklung des Dokumentarfilms, der eine der „Königsdisciplinen öffentlich-rechtlichen Fernsehens“ sei. Im Gegensatz zu gescripteten Dokus bei den kommerziellen Anbietern, die der Intendant als „Lügengeschichten“ bezeichnete, setze das öffentlich-rechtliche Fernsehen auf Wahrhaftigkeit: „Wir brauchen Autorinnen und Autoren, die sich leidenschaftlich für Menschen interessieren, die dramaturgisch klug Geschichten erzählen können, wahrhaftige Geschichten.“

Der Deutsche Dokumentarfilmpreis wird seit 2009 alle zwei Jahre verliehen und zeichnet Werke aus, die sich in besondere Weise um die Weiterentwicklung des Dokumentarfilms in Kino und Fernsehen verdient gemacht haben. Er ging aus dem baden-württembergischen Dokumentarfilmpreis hervor und wird getragen vom SWR, der MFG Filmförderung und dem Haus des Dokumentarfilms. Den Vorsitz der Jury hatte der Direktor des Internationalen Leipziger Filmfestivals, Claas Danielsen. *dir*

PERSONALIEN

München/Hamburg (epd). **Thomas D** von der Popgruppe „Die fantastischen Vier“ wird neuer Jurypräsident beim deutschen Vorentscheid zum **Eurovision Song Contest**. Darauf einigten sich die ARD und ProSieben. Im Frühjahr 2012 wollen beide Sender gemeinsam die Show „Unser Star für Baku“ präsentieren, um einen Künstler und einen Song für die nächste Endrunde des Song Contests am 26. Mai 2012 in Aserbaidschan zu finden. Produziert wird die Show wie bei den Vorgängern 2010 und 2011 von der Kölner Produktionsfirma Brainpool. Der bisherige Jurypräsident **Stefan Raab** hatte im Mai seinen Rückzug

vom Eurovision Song Contest erklärt (epd 21/11).

Gütersloh (epd). Die Hauptversammlung der Bertelsmann AG hat auf ihrer Sitzung am 30. Mai **Hans Dieter Pötsch** (60), **Kasper Rorsted** (49) sowie **Bode Uebber** (51) in den **Aufsichtsrat der Bertelsmann AG** gewählt. Pötsch, Finanzvorstand der Volkswagen AG, Rorsted, Vorstandsvorsitzender der Henkel AG & Co. KGaA und Uebber, Finanzvorstand der Daimler AG, sind mit sofortiger Wirkung in das Gremium eingetreten. Gleichzeitig ist **Jürgen Strube**, Ehrenvorsitzender des Aufsichtsrates der BASF SE, mit Ablauf seiner Amtszeit aus dem Kontrollgremium der Bertelsmann AG ausgeschieden. Der Aufsichtsrat verfügt mit den

Neubesetzungen nun wieder über seine satzungsmäßige Größe von 15 Mitgliedern.

Straßburg (epd). Der Vorstand von **ARTE G.E.I.E** ordnet den **Bereich „Internationale Entwicklung“** neu. **Olaf Grunder** wird nun neben seiner Tätigkeit als Leiter der Redaktion „Programmentwicklung und Schwerpunkte“ die Programmentwicklung des Senders übernehmen. Zu seinen Aufgaben gehört die Pflege bestehender Partnerschaften durch neue Programmprojekte und die Entwicklung neuer Programmpartnerschaften. **André de Margerie** übernimmt neben seiner Verantwortung als Direktor Internationale Beziehungen von ARTE France die Zuständigkeit für die internationa-

len Beziehungen von ARTE G.E.I.E im institutionellen Rahmen. Diese Tätigkeit umfasst die Suche nach neuen Partnerinstitutionen in Europa und darüber hinaus die institutionelle Begleitung bestehender Kooperationen und die Suche nach neuen Verbreitungsmöglichkeiten der Programme, insbesondere auf neuen digitalen Verbreitungswegen in Drittländern außerhalb Deutschlands und Frankreichs.

Köln (epd). **Jan Carlsen** ist neues Vorstandsmitglied des **Bundesverbandes Presse-Grosso**. Der Mitinhaber der Pressevertrieb Carlsen & Lamich GmbH & Co. KG aus Kiel verstärkt seit Ende Mai den Vorstand als kooperatives Mitglied für Sonderaufgaben. Bis spätestens Frühjahr 2012, voraussichtlich im April, soll er das Vorstandsressort Betriebswirtschaft von **Michael Gotzens** übernehmen. Gotzens zieht sich nach rund zehnjähriger Vorstandstätigkeit aus dem Führungsgremium zurück.

Köln (epd). **Dietrich Mohaupt** (50) hat am 1. Juni die Aufgaben des Landeskorrespondenten für das **Deutschlandradio** in Schleswig-Holstein übernommen. Er berichtet für den Deutschlandfunk, Deutschlandradio Kultur und DRadio Wissen aus Kiel. Der bisherige Korrespondent **Matthias Günther** wechselte als Pressesprecher in das Finanzministerium Schleswig-Holstein. Mohaupt kommt vom Landesfunkhaus des NDR in Kiel.

Köln (epd). **Andreas Windschild** (54), stellvertretender Leiter Politik im Berliner Hauptstadtstudio der RTL-Tochter **infoNetwork**, verlässt das Unternehmen den Angaben zufolge auf eigenen Wunsch, um sich neuen Aufgaben zu widmen. Er ist seit 1992 für die Mediengruppe RTL Deutschland tätig.

Stuttgart (epd). **Jürgen Ebenau** (41) ist seit dem 15. Juni neuer Leiter von **SWR Online**. Der SWR-Verwaltungsrat stimmte der Berufung durch SWR-Intendant Peter Boudgoust zu. Ebenau leitete seit 2008 das digitale Service- und Wissensprogramm Eins Plus. Zuvor war er Personalreferent des SWR-Fernsehndirektors. Mit der Personalie ist die organisatorische Trennung der ARD-Online-Koordination und der Online-Aktivitäten des SWR verbunden. Die ARD Online-Koordination wird von Heidi Schmidt geleitet.

Ravensburg/Leutkirch (epd). **Hendrik Groth** (50) wird neuer Chefredakteur der „**Schwäbischen Zeitung**“. Er folgt auf **Ralf Geisenhanslüke**, der Chefredakteur bei der „Neuen Osnabrücker Zeitung“ wird. Hendrik Groth war von 2003 bis 2007 stellvertretender Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ in Essen. Die „Schwäbische Zeitung“ hat eine verkaufte Auflage von rund 175.000 Exemplaren.

Frankfurt a.M. (epd). **Martin Woelke** (31) moderiert seit dem 6. Juni die Frühsendung „**hr1-Start**“, bei hr1 im Wechsel mit Susanne Schwarzenberger. Die Sendung ist montags bis freitags von 6 bis 9 Uhr zu hören. Woelke ist seit 2005 bei hr1, wo er bislang die Sendungen „hr1-Prisma“, „hr1-Charts“ und „hr1-Lounge“ moderierte.

Frankfurt a.M./Bielefeld (epd). **Michael Pijahn** (45) ist neuer Vorstandsvorsitzender des kirchlichen Anzeigenvermarkters **Konpress-Medien**. Der Geschäftsführer des epd-Landesdienstes West löst **Gertrud Stevens** (62), Geschäftsführerin der katholischen Wochenzeitung „RuhrWort“ in Essen, ab. Konpress-Medien mit Sitz in Frankfurt am Main ist der Anzeigenvermark-

ter der wichtigsten konfessionellen Zeitschriften. Pijahn ist auch kaufmännischer Verlagsleiter des Evangelischen Presseverbands für Westfalen und Lippe. Seit 2009 ist er zudem Vorsitzender der epd-Arbeitsgemeinschaft. In der epd-Arbeitsgemeinschaft sind die zum Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gehörende epd-Zentralredaktion in Frankfurt und die regionalen kirchlichen Trägerunternehmen des Evangelischen Pressedienstes (epd) zusammengeschlossen. Stevens fungiert weiterhin als Vorstandsmitglied, gemeinsam mit Michael Wachem (57), dem Geschäftsführer der katholischen Wochenzeitung „Kirche und Leben“ in Recklinghausen. Der 1970 gegründeten Konpress gehören fast sämtliche Zeitungen der katholischen Bistumspresse und der evangelischen Kirchengebetspresse an.

Mainz (epd). **Sven Voss** (34) moderiert künftig das „**Aktuelle Sportstudio**“ im ZDF. Mit Beginn der Bundesligasaison 2011/12 im August werde Voss anstelle von **Wolf-Dieter Poschmann** im Wechsel mit Katrin Müller-Hohenstein und Michael Steinbrecher samstagsabends die Sportzuschauer im ZDF begrüßen, teilte das ZDF mit. Voss moderiert seit 2006 Sportübertragungen im ZDF. Im Wintersport war er zunächst bei den Bob- und Rodelwettbewerben im Einsatz, seit 2007 begleitet er mit dem Experten Jens Weißflog die Skisprungübertragungen im Zweiten. In diesem Sommer wird er als Moderator der ZDF-Sendungen von der Frauen-Fußball-WM in Deutschland zu sehen sein. Wolf-Dieter Poschmann moderierte am 15. Oktober 1994 zum ersten Mal das „Aktuelle Sportstudio“. Er wird auch weiterhin im ZDF als Chefreporter Sport-Übertragungen kommentieren oder präsentieren.

■ INTERNATIONALES

RAI trennt sich von Starmoderator Michele Santoro

Angeblich 2,3 Mio. Euro Abfindung – Weiterhin regierungskritische Programme

Rom (epd). Nach heftiger Kritik des italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi an regierungskritischen Sendungen des TV-Journalisten Michele Santoro hat sich die RAI von dem Moderator getrennt. Im Gegenzug für die einvernehmliche Lösung soll das italienische Staatsfernsehen Santoro eine Abfindung in Höhe von 2,3 Millionen Euro gezahlt haben. Die für die Verhandlungen zuständige Generaldirektorin Lorenza Lei versäumte es allerdings, den Starmoderator zu verpflichten, keine Konkurrenzsendungen auf anderen Kanälen zu moderieren. Dies wurde von der Regierung scharf kritisiert.

Berlusconi hatte Santoros politische Hintergrundsendung „Annozero“ („Das Jahr null“) für die eigene herbe Niederlage bei den jüngsten Regionalwahlen verantwortlich gemacht. Die Ablösung des quotenstarken Moderators beschädigt aus Sicht der Opposition jedoch die RAI, da seine Hintergrundsendung allein im diesem Jahr Werbeeinnahmen in Höhe von 15 Millionen Euro garantierte.

Santoro wird möglicherweise zu dem Privatsender La7 wechseln, mit dem bereits andere namhafte Journalisten wie Enrico Mentana der Vorherrschaft aus RAI und Berlusconi's privatem TV-Konzern Mediaset Konkurrenz machen (epd 51, 71/10). In der letzten Folge von „Annozero“ griff Santoro den politischen Einfluss der Mitte-Rechts-Regierung auf die RAI scharf an. In gewohnt polemischem Ton bot er zugleich an, auf bisherige Gagen in Millionenhöhe zu verzichten. „Ich bin bereit, das Programm für einen Euro pro Folge weiterzumachen“, sagte er in einem Selbstverteidigungsmonolog. In der Vergangenheit hatten Gerüchte um seine Verhandlungen über Millionenabfindungen zu scharfer Kritik von seinen Anhängern aus der Mitte-Links-Opposition geführt (epd 42-43/10).

Nach dem Abschied von Santoro aus der RAI wuchsen die Befürchtungen, Sendungen weiterer regierungskritischer Journalisten beim Staatsfernsehen könnten abgesetzt werden. Nach anfänglicher Blockade durch die Mitglieder der Regierungsmehrheit beschloss der RAI-Verwaltungsrat jedoch, die fraglichen Hintergrundsendungen nach der Sommerpause wieder aufzunehmen. RAI-Generaldirektorin Lei begegnete Kritik an mangelnder Planbarkeit für den Werbemarkt mit dem Argument,

die Verhandlungen über die Verträge mit den einzelnen Moderatoren stünden kurz vor ihrem Abschluss. *bg*

Intendant des Tschechischen Fernsehens zurückgetreten

Janecek gibt gesundheitliche Gründe für Rückzug an – Spekulationen um Nachfolge

Prag (epd). Jiri Janecek ist am 8. Juni als Intendant des Tschechischen Fernsehens (CT) zurückgetreten. Wie er auf der Tagung des CT-Fernsehrates in Prag bekanntgab, legt er sein Amt aus „rein gesundheitlichen Gründen“ zum 31. August nieder. Nach Informationen tschechischer Medien leidet der 55-jährige Janecek an Krebs. Der ehemalige Chemiarbeiter und spätere studierte Journalist stand seit Juli 2003 an der Spitze des größten öffentlich-rechtlichen Rundfunkunternehmens Tschechiens und war 2009 für weitere sechs Jahre im Amt bestätigt worden.

„Herr Janecek hat das Fernsehen aus den roten Zahlen herausgeführt“, erklärte Jiri Baumruk, der Vorsitzende des CT-Fernsehrates. Das Wirken des scheidenden Intendanten sei positiv zu bewerten. Der CT-Gründungsintendant Ivo Mathé, der das Unternehmen von 1993 bis 1998 führte, lobte besonders den Aufbau der beiden neuen TV-Spartenkanäle CT 24 (Nachrichten) und CT 4 (Sport) als Verdienst Janeceks. Andererseits habe der Intendant seiner Meinung nach „manchmal dem Druck der Politiker und Lobbyisten nachgegeben“, sagte Mathé.

Janecek hatte von 1986 bis 1989 als Journalist für eine KP-Kreiszeitung in der südböhmischen Kleinstadt und ehemaligen Hussitenhochburg Tabor gearbeitet, ehe er 1989 Korrespondent des Tschechoslowakischen Fernsehens CST in Südböhmen wurde. Von 1981 bis 1989 war er Mitglied der tschechischen KP. 1997 stieg er zum Moderator der CT-Hauptnachrichtensendung „Udalosti“ auf. Im Dezember 2002 übernahm er die Leitung der CT-Nachrichtenredaktion und ging im Juli 2003 aus dem Wettbewerb um das CT-Intendantenamts als Sieger hervor. Ihm gelang es, wieder ausgeglichene Haushalte für das Unternehmen und seine über 2.800 Mitarbeiter zu erreichen.

Die Ursache für die finanzielle Konsolidierung lag vor allem in einer Erhöhung der Fernsehgebühren auf 135 Kronen (5,6 Euro) monatlich, die Janecek durchsetzte, und in der Beibehaltung der Werbung. Vom Senderbudget im Jahr 2010 in Höhe von 7,2 Milliarden Kronen (300 Millionen Euro) entfielen 5,8 Milliarden

Kronen (240 Millionen Euro) auf die Gebühren und 0,5 Milliarden Kronen (20 Millionen Euro) auf Werbung.

Janecek hatte die Leitung von CT übernommen, nachdem sich von 1998 bis 2003 sechs Intendanten nacheinander abgelöst hatten. Als weiteres großes Verdienst wird ihm zugeschrieben, die Digitalisierung des tschechischen Fernsehmarktes vorangetrieben zu haben. Damit wurde das analoge Fernsehsystem aus vier Kanälen – den öffentlich-rechtlichen CT 1 und CT 2 und den kommerziellen TV Nova und TV Prima – durch ein digitales System mit über 20 Fernsehkanälen abgelöst. Im Jahr 2010 erreichte CT mit seinen heute vier Kanälen einen Marktanteil von insgesamt 28,9 Prozent.

Als mögliche Nachfolger Janeceks gelten der 46-jährige TV-Manager Petr Dvorak, von 2003 bis 2010 Generaldirektor von TV Nova, und der 44-jährige Journalist Roman Bradac, seit August 2010 Direktor des Nachrichtenkanals CT 24 und zuvor langjähriger USA-Korrespondent von CT. Beide stehen der konservativen Regierungspartei ODS von Ministerpräsident Petr Necas nahe. Chancen werden aber auch dem 40-jährigen Journalisten und CT-Direktor für neue Medien, Milan Fridrich, eingeräumt. Er hatte 2005 als Chefredakteur den Nachrichtenkanal CT 24 mit aus der Taufe gehoben und leitete von 2007 bis 2010 die CT-Nachrichten. Fridrich wird den oppositionellen Sozialdemokraten (CSSD) zugerechnet.

ebe

Niederlande: Auslandssender spart bei Programm und Personal

Wereldomroep stellt großen Teil der niederländischsprachigen Sendungen ein

Hilversum (epd). **Der niederländische Auslands-Radiosender Wereldomroep wird einen großen Teil seiner niederländischsprachigen Sendungen und ein Viertel der 400 Arbeitsplätze streichen. Das kündigte der Direktor des Senders, Jan Hoek, am 7. Juni in Hilversum an. Künftig werde sich der Sender vor allem darauf konzentrieren, Menschen in Ländern zu informieren, „in denen die Pressefreiheit nicht selbstverständlich ist“. Sendungen für Niederländer im Ausland und Urlauber werden aufgegeben.**

Nur noch Informationen, die für ausgewanderte Niederländer wichtig sind, sollen aufrecht erhalten werden, erklärte Hoek. Die meisten Niederländer, die im Ausland lebten, könnten sich über das Internet über die Niederlande informieren. Der Sender reagiert mit den Sparplänen auf die Pläne der Mitte-Rechts-Regierung, die bei den öffentlich-rechtlichen Sendern etwa 200

Millionen Euro einsparen will (epd 98/10, 19, 21/11). Der Wereldomroep will 20 Prozent seines Etats, rund zehn Millionen Euro, streichen.

Der Auslandssender wird vor allem von der rechtspopulistischen Partei für die Freiheit (PVV), die die Minderheitsregierung toleriert, scharf kritisiert. So fordert Parteichef Geert Wilders, dass Sendungen in anderen Sprachen als Niederländisch nicht länger subventioniert werden sollten.

bir

Angeschossener Journalist gewinnt vor Menschenrechtsgericht

Reporter war beim Dreh einer Polizeireportage verletzt worden

Straßburg (epd). **Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat das Land Belgien wegen Verletzung des „Rechts auf Leben“ verurteilt, nachdem ein Fernsehjournalist beim Dreh einer Polizeireportage angeschossen wurde. Die Straßburger Richter warfen den belgischen Behörden am 14. Juni grobe Fahrlässigkeit vor. (AZ: 30812/07)**

Der Mann hatte nachts in der Stadt Lüttich eine Spezialeinheit begleitet, die einer vermeintlichen bewaffneten Bande auf der Spur war. Weil aber nicht alle Polizisten über die Anwesenheit des Journalisten informiert waren, irrten sich zwei Beamte und feuerten insgesamt siebenmal auf den Reporter. Zwei Kugeln verletzten den Journalisten schwer am Bein.

Sie hätten in der Dunkelheit ein verdächtiges Knacken gehört und die Kamera des sich nähernden Reporters mit einem Gewehr verwechselt, verteidigten sich die Polizisten während der Vernehmung. Der Menschenrechtsgerichtshof wertete ihre Schüsse als Notwehr.

Die Richter gaben gleichzeitig auch dem Journalisten recht: Zwar habe dieser sich unvorsichtig verhalten. Ausschlaggebend sei jedoch, dass die Behörden ihre Pflicht vernachlässigt und den Reporter während des Einsatzes nicht genügend geschützt hätten. Es liege daher eine Verletzung der Europäischen Menschenrechtskonvention vor.

isg

RTL Group künftig auch in Indien aktiv

Joint-Venture mit Reliance-Gruppe – Zwei englischsprachige Sender geplant

Luxemburg/Mumbai (epd). Die RTL Group hat mit dem indischen Medienkonglomerat Reliance Broadcast Network ein Joint-Venture vereinbart. Die Gemeinschaftsfirma, an der jeder Partner 50 Prozent halte, werde thematische Fernsehkanäle in Indien betreiben, teilte der TV-Konzern am 30. Mai in Luxemburg mit. Zum Start werde es zwei englischsprachige Sender geben, einen Reality-Kanal mit internationalem Content und einen Action-Sender für Männer.

Es ist das erste Fernseh-Investment des größten europäischen TV-Konzerns in Asien. Der indische Fernsehmarkt habe durch seine junge Zuschauerschaft ein großes Potenzial für weiteres Wachstum, sagte der Osteuropachef der RTL Group, Andreas Rudas. Mit dem Reliance Broadcast Network verfüge RTL über einen starken lokalen Partner.

Reliance-Generaldirektor Tarun Katial erklärte, das neue Unternehmen bedeute eine Revolution im englischen Unterhaltungssektor in Indien. Die RTL Group sei der perfekte Partner für das Projekt. „Die Synergien, Werte und Visionen, die beide Unternehmen teilen, werden es diesem Joint Venture erlauben, sowohl für Zuschauer als auch für Vermarkter attraktiv zu sein.“

Die indische Reliance-Group hatte im Sommer 2010 bereits mit dem US-amerikanischen Medienunternehmen CBS vereinbart, gemeinsame TV-Kanäle für Indien und Südasien zu gründen (epd 67/10). Im Herbst starteten drei englischsprachige Sender unter den Namen BIG CBS Prime (Premium-Unterhaltung), BIG CBS Spark (Jugendliche) und BIG CBS Love (Frauen). Der boomende indische Fernsehmarkt gilt als einer der dynamischsten Medienmärkte der Welt. *rid*

PERSONALIE

New York (epd). Die „New York Times“ soll erstmals in ihrer 160-jährigen Geschichte von einer Frau geführt werden. Chefredakteur Bill Keller, der die Tageszeitung seit acht Jahren führt, zieht sich im September zurück und übergibt die Leitung an seine Stellvertreterin Jill Abramson. Die 57-Jährige hatte sich unter anderem als Investigativjournalistin einen Namen gemacht.

Apple erlaubt Verlagen neue Verkaufsmöglichkeiten für Apps

Andere Preise bei anderen Anbietern möglich – Lob von BDZV und VDZ

New York/Berlin (epd). Das Unternehmen Apple ändert US-Medienberichten zufolge die Geschäftsbedingungen für Apps. Demnach könnten Verlage ihre Angebote auch außerhalb von Apple zu anderen Preisen anbieten, meldete die Online-Ausgabe des „Wall Street Journals“ am 9. Juni. Bisher hätten Apps bei Apple immer zu gleichen oder höheren Preisen verkauft werden müssen.

Apple kommentierte die Berichte nicht. Stattdessen kündigte das Unternehmen für diesen Herbst unter anderem einen „Newsstand“ für iPhone, iPad und iPod touch an. Dieser sei ein virtuelles Bücherregal, welches die Titelbilder aller Zeitungs- und Magazin-Abonnements an einem Ort zeige.

Der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZV) und der Verband Deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ) nannten die Ankündigungen eine „substanzielle Verbesserung“. Die Aufhebung der Preisvorgaben ermögliche den Verlagen Bündelungs- und Promotionsangebote. Allerdings müsse Apple auch noch den direkten Kontakt zu den Kunden ermöglichen, den das Unternehmen bisher nur für sich beanspruche.

Im Februar hatte Apple seinen neuen Abo-Service vorgestellt. Das Modell für digitale Abos auf mobilen Endgeräten kam den Verlagen in einigen Punkten entgegen, setzte aber zugleich enge Gestaltungsgrenzen (epd 7/11). *pat*

PwC-Studie prognostiziert Wachstum für Medienbranche

Digitale Medien werden bis 2015 ein Drittel der Einnahmen ausmachen

Frankfurt a.M. (epd). Die weltweite Medienindustrie wächst nach einer Prognose des Beratungsunternehmens Pricewaterhouse Coopers wieder. Nach der Rezession von 2009 sind die Branchenerlöse im vergangenen Jahr laut PwC um 4,6 Prozent auf knapp 1,42 Billionen US-Dollar (988 Milliarden Euro) gestiegen.

In ihrem am 14. Juni veröffentlichten „Global Entertainment and Media Outlook: 2011 bis 2015“ erwarten

die Wirtschaftsprüfer einen Umsatz von 1,87 Billionen US-Dollar (1,3 Billionen Euro) im Jahr 2015.

Für Deutschland prognostizieren sie für den gleichen Zeitraum ein Wachstum um 3,4 Prozent auf rund 103 Milliarden US-Dollar (72 Milliarden Euro). Damit bliebe es Europas größter Medienmarkt. Allerdings rücke Deutschland hinter den USA, Japan und China weltweit auf den vierten Platz. Bereits im Jahr 2013 könnte Europa der Prognose zufolge der weltweit größte Medienmarkt mit einem Umsatz von 554 Milliarden US-Dollar (386 Milliarden Euro) im Vergleich zu Nordamerika mit 549 Milliarden US-Dollar (383 Milliarden Euro) sein.

Die Erlöse der südamerikanischen Medienmärkte werden PwC zufolge um jährlich 10,5 Prozent auf 109 Milliarden US-Dollar (76 Milliarden Euro) bis 2015 steigen. Die Einnahmen der chinesischen Medienbranche würden durchschnittlich um 11,6 Prozent im Jahr auf 148 Milliarden US-Dollar (103 Milliarden Euro) wachsen.

Die voranschreitende Digitalisierung sorgt nach Ansicht des PwC-Bereichsleiters Technologie, Medien und Telekommunikation, Werner Ballhaus, für den Zuwachs. Lag der Umsatzanteil digitaler Medien PwC zufolge im vergangenen Jahr bei 26 Prozent, werden sie im Jahr 2015 ein Drittel des Umsatzes ausmachen. Zu dieser Entwicklung trügen die stärkere Verbreitung

von Breitband-Internet und die zunehmende mobile Mediennutzung per Smartphone und Tablet bei.

Auch bei den Werbeeinnahmen nehme die Bedeutung der digitalen Kanäle zu. Während die gesamten Werbeerlöse bis 2015 der Studie zufolge um jährlich 5,5 Prozent steigen werden, sollen die Einnahmen aus Online-Werbung um 13 Prozent zunehmen. Das mobile Internet werde sogar ein Durchschnittswachstum der Werbeerlöse von 25 Prozent haben. Damit stiegen diese mobilen Einnahmen von 2,9 Milliarden US-Dollar (2,02 Milliarden Euro) im vergangenen Jahr auf 8,7 Milliarden US-Dollar (6,08 Milliarden Euro) im Jahr 2015.

Auch wenn die Online-Werbung am stärksten wachse, bleibe das Fernsehen das wichtigste Werbemedium, hieß es. Die Zeitungen würden ihre Position als zweitwichtigstes Werbemedium an das Internet verlieren. Sie profitierten allerdings von Werbeerlösen ihrer digitalen Ausgaben, die 2015 mehr als zehn Prozent ihrer Werbeeinnahmen ausmachen könnten.

Wachstumsführer bei den Konsumenten Ausgaben ist den Angaben zufolge die Videospiele-Industrie, vor Fernsehgebühren und Filmen. Traditionelle Printmedien wie Zeitungen und Zeitschriften sowie der Musik-Markt hätten vergleichsweise nur geringe Zuwachsraten. pat

■ KRITIK

Hang zur Esoterik

„Nina sieht es. . . !!!“, Regie und Buch: Rolf Silber, Kamera: Dominik Schunk (ARD/HR, 8.6.11, 20.15–21.45 Uhr)

epd Da haben wohl mehrere Leute beim Hessischen Rundfunk zu tief in den Astro-TV-Kanal geschaut. Zwei Monate erst ist es her, dass uns mit „Lisas Fluch“ (epd 15/11) die Geschichte einer mystisch begabten jungen Dame (Lavinia Wilson) aufgebunden wurde, die seit ihrer Kindheit durch die suggestive Kraft ihrer Gedanken andere Leute manipulieren konnte. Jetzt kommt schon wieder so eine junge Dame, diesmal Steuerberaterin, gespielt von Mina Tander, auch sie mit einem Telenovela-Namen, die seit ihrer Kindheit unter Visionen leidet: Nina kann mit drei Ausrufezeichen in die Zukunft sehen und bildet sich ein, sie hätte als Kind den Unfalltod ihrer Eltern verschuldet, weil sie die Uhren zurückgestellt hat, um den zuvor geträumten Tod der Eltern zu verhindern.

Das wird jetzt aber hoffentlich kein Trend, dieses neckische Spiel der Hessen mit Spiritualität und Hexerei,

als „Fantasy-Komödie“ ausgegeben, mit eher armseligen Spezialeffekten, notdürftig legitimiert als vermeintlich origineller Beitrag über die Selbstfindung junger Damen, die auf der Suche nach ihrem Platz und dem richtigen Mann im Leben sind. Sei es auch, wie im Fall von Lisa und Nina, mit Esoterik statt Erotik, mit Übersinnlichkeit statt Sinnlichkeit. Und ohne die Gaben des Verstandes.

Der richtige Mann für Nina ist Max Marx (Stephan Kampwirth), Leiter des „Instituts für Anomalistik“, das sie aufsucht, weil ihre Visionen plötzlich wiederkehren: Sie sieht, wie ein kleines Mädchen vom LKW überfahren wird, springt auf die Straße, wo ihr das Kind, noch lebendig, entgegenkommt und kann im letzten Moment verhindern, dass die Kleine tatsächlich überfahren wird. Außerdem sieht Nina immer wieder zwei Flugzeuge, die über dem nächtlichen Frankfurt zusammenstoßen, während ein schwarzbärtiger Geselle, umtost von einem Feuerball, satanisches Gelächter ausstößt.

Aber dass Max Marx (schon dieser Name!) der Richtige für Nina ist, steht nur auf dem Papier des Drehbuchs. Keine Sekunde lang knistert es zwischen ihm und ihr. Kampwirth und Tander spielen nicht miteinander, sondern nebeneinander her. Und beide scheinen nicht zu

wissen, was sie aus ihren Rollen machen, welcher Facette des Genre-Patchworks sie genügen sollen. „Fantasy“-Komödie mit ernst gemeinten Untertönen? „Love Story“ mit absurden Hindernissen? Klamotte, die sich über den Hang zur Esoterik lustig machen will? Oder Psychodrama über eine spirituell verwirrte Seele und ihren nicht weniger verwirrten Galan?

Von allem etwas, und nichts glaubwürdig oder gar ironisch ausgeführt. Also hangelt sich Mina Tander als schnoddrige Figur, die sich ständig von ihrer Rolle zu distanzieren scheint, durch die abstruse Handlung, zeigt in der einen Szene ein bekümmertes Gesicht, gibt sich in der nächsten Szene flapsig kapriziös, in der übernächsten wie ein affektiertes, mimosenhaftes Schulmädchen und stottert sich ihre verkrampft witzigen Dialoge so künstlich schusselig zurecht, dass es oft fast wehtut, zuzuhören: „Meine Erinnerung an gestern Abend ist sooo, ääh, wuschig“, „ich bin nämlich überhaupt so gaaar nicht hypnotisierbar.“

Kampwirth dagegen steht nicht nur neben seiner Partnerin, sondern auch neben sich selbst, in einer Rolle, die ihm unlösbare Widersprüche aufbürdet: Max hat den Beruf als Arzt aufgegeben, „weil ich es nicht mehr ertragen konnte, dass ich als Mediziner Patienten verloren habe.“ Dann hat er sich „beinahe selber aufgegeben“, weil seine depressive Frau vor fünf Jahren verschwunden und seither verschollen ist. Und nun hat er zwar ein „Institut für Anomalistik“, glaubt aber „nichts mehr von dem Scheiß“, hofft allerdings, dass Nina ihm genügend Beweise ihrer hellseherischen Fähigkeiten liefert, damit er – und wir – „dem Scheiß“ wieder glauben können.

Und Nina liefert einen Beweis nach dem anderen: Sie rettet einen Gast im Café davor, eine Wespe zu verschlucken, weil sie vorhergesehen hat, dass er am Wespenstich ersticken wird. Dann rettet sie, im Beisein von Max und ihrem Bruder Leo (Lucas Gregorowicz), eine Ente auf dem Zebrastreifen, indem sie den LKW anhält, der in ihrer Vision die Ente schon überfahren hat. „Die Ente war der Brüller“, kommentiert Max anerkennend. Aber glauben will er ihr noch immer nicht, auch dann nicht, als Nina mit ihm und ihrem Bruder ins Casino geht, „weil ich die Zahlen kenne“, und einen Gewinn von 250.000 Euro einstreicht.

Aber das Trio benimmt sich am Casinotisch so kindisch aufgeregt und tauscht so demonstrativ triumphierende Spießgesellenblicke, die ausdrücken: „Hab ich's nicht gesagt?“, dass der russische Casinochef an der Überwachungskamera Tomaten auf den Augen haben müsste, um nicht zu bemerken, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht. Als Russe (Jewgenij Sitochin) hat er natürlich eine Ader für Übersinnliches. Deshalb weiß er auch sofort, dass Nina keine gewöhnliche Betrügerin ist,

sondern über eine Fähigkeit verfügt, die „extrem selten“ und „gefährlich“ sei, weil sie von bösen Menschen ausgenutzt werden könnte – was er Nina in einer ernstesten Gardinenpredigt erläutert, ehe er sie mit dem gewonnenen Vermögen (in einer durchsichtigen Plastiktüte) ziehen lässt.

Max hält Ninas Hexenkünste freilich immer noch für „Pillepalle“. Da muss sie also härtere Geschütze auffahren. Und ihre Chance kommt während des Frankfurter Museumsfests. Hatte sie nicht dauernd diesen Feuerball, den teuflisch lachenden Mann, den Zusammenstoß der Flugzeuge und, auf einer digitalen Uhr, die genaue Zeit gesehen? Also nichts wie hin ans Museumsufer, wo sich Menschenmassen durch die Gegend schieben – und da ist er ja auch schon, der böse Mann, der sich an einem gefährlich aussehenden Apparat zu schaffen macht. Nina drängelt sich an ihm vorbei, weiß gleich, welche Knöpfe sie bedienen muss – und siehe: keine Bombe, nur ein Feuerwerk geht los. Der böse Mann war gar kein Terrorist. Er wollte bloß ein Feuerwerk über Frankfurt zünden. Aber weil es nun früher als geplant hochging, wurde der Flugzeugzusammenstoß – aus welchem Grund auch immer – verhindert. Jetzt sind die Zweifel von Max ausgeräumt, und einem wechselseitigen „ich liebe dich“ steht nichts mehr im Weg. Nur noch die Frage: Was soll der Quatsch? Getretener Esoterikquark wird breit, nicht stark.

Sybille Simon-Zülich

Clash der Kulturen

„Willkommen in Wien“, Regie: Nikolaus Leytner, Buch: Nikolaus Leytner, Katarina Bali, Kamera: Hermann Dunzendorfer, Produktion: Allegro Film (ZDF / ORF, 30.5.11, 20.15–21.45 Uhr)

epd „Alle für einen, einer für alle!“ – „Wir sind aber nur zwei.“ So kurz kann die dialogische Fallhöhe vom Pathos zur Lakonie sein.

Vier Monate später ist die bis dahin so gemütliche und auskömmliche Welt des Wiener Polizisten Albert Schuh („Abteilung Einbruch und Diebstahl“) perdu. Sein Partner, mit dem er Korruptionsgeschäftchen betrieb, wurde von Ganoven erschossen, und nun wird ihm auch noch ein Austauschpolizist zur Seite gestellt, mit dem er so gar nichts anfangen kann. Sein personifiziertes Kontrastprogramm ist nämlich ein junger Deutscher aus Kassel namens Thorsten Richter: ehrgeizig und überkorrekt, fährt Fahrrad mit Navigator, bestellt in der Kneipe Müsli, Salat und Mineralwasser, trainiert für den Triathlon und ist schier entsetzt über die lockeren Sitten des älteren Ösi-Kollegen Schuh (Wolfgang Böck), der ganz gern sein Gehalt mit Bakschisch aufbessert. „I

bin halt wahnsinnig beliebt", sagt Schuh. „Wahnsinnig beliebt oder wahnsinnig korrupt?“, empört sich Richter. Trockene Antwort: „Dös is a Geben und Nehmen, von nix kommt nix!“ Willkommen in Wien.

Da ist er, der vielbeschworene Clash der Kulturen, nur eben anders: Schon am Bahnhof, als Richter (Florian Bartholomäi) sein Fahrrad in der Gepäckstelle abholen will, muss der junge Deutsche den Wiener Beamten-Schmäh ertragen: Das Formular B17, das für die Abholung seines Zweirads angeblich erforderlich ist, existiert gar nicht. Auch Albert Schuh ist alles andere als begeistert über den neuen Kollegen, den „Piefke“. Schon der Vorname! „Thorsten ist doch kein Name, jedenfalls nicht für einen Menschen. Für einen Staubsauger vielleicht...“, ranzt Albert. Und nennt den Kollegen fortan Flocki.

So furios wie Alberts alte gelbe Karre mit Schmackes um die Ecke kurvt, startet auch diese herrliche Krimikomödie, die Regisseur Nikolaus Leytner mit viel Feinsinn und Witz inszeniert hat. Darüber gerät die eigentliche Krimihandlung fast zur Nebensache: Albert will auf eigene Faust den Tod seines Partners aufklären und stellt deshalb den ungebetenen jungen deutschen Kollegen zu einem Diebstahlsfall bei einer Erotik-Chatline ab. Außerdem gibt es einen rätselhaften Einbruch in einem russischen Antiquitätengeschäft, bei dem seltsamerweise nichts gestohlen wurde. Aber mit Hartnäckigkeit, Fleiß und Instinkt entdeckt Thorsten Zusammenhänge zwischen den Fällen, in die auch korrupte höhergestellte Wiener Beamte verwickelt sind.

Den Plot vernachlässigt man jedoch gern – und genießt die köstlichen Details. Denn eigentlich geht es um drastische Kontraste und darum, wie Albert und Thorsten ihren Clash der Kulturen bewältigen: der Ältere und der Junge, der Ösi und der Deutsche, der Korrupte und der Korrekte nähern sich allmählich in einem Vater-Sohn-Verhältnis an.

Dafür hat sich Regisseur und Autor Leytner viele hübsche Dialoge und Szenen einfallen lassen. So versucht Thorsten dem berüchtigten Wiener Schmäh beizukommen, indem er ein Vokabelheftchen führt und eifrig Ösi-Slang repetiert. Aber die wichtigsten Worte lernt er dann doch über die Praxis kennen: Bei seinem Erstversuch des schönen Wortes „Oaschkretzn“ wird er von seinem grantelnden, beleidigten Partner mit Handschellen an den nächsten Laternenpfahl gekettet, bei Thorstens „Schnackseln“ mit der geschickten Versicherungsbetrügerin Lucy von der Erotik-Hotline platzt Albert Schuh mitten in die Erotik rein. Und einfach göttlich anzusehen sind Thorstens hilflose Versuche, als Undercover-Agent einen schwulen Telefonchat hinzukriegen, während die Damen um ihn herum routiniert an ihren Telefonen und Rechnern stöhnen.

Thorsten hat Prinzipien, Albert hat Lebenserfahrung. Nur widerwillig nähern sich die beiden an und kämpfen mit den Ösi-Deutschen-Klischees: „An Stecken habt's ihr Deutschen im Popo.“ – „Ach ja, und Sie haben wohl den berühmten Wiener Schmäh. Schlamperei, Faulheit, Unfreundlichkeit – so nenn ich das.“

Das ist amüsant, liebenswert und mit viel Wortwitz inszeniert, zudem sind die beiden von originellen Nebenfiguren umgeben: etwa Schuhs strenge Chefin oder der Einbrecherkönig Rudi, der Thorsten über „Bagasch“ und andere Wiener Finessen aufklärt.

Ein herrliches, fein ziselirtes Krimivergnügen, bei dem man sich Fortsetzungen prima vorstellen kann!
Ulrike Steglich

Das bessere Leben

„Tanzania.Living.Room“, Regie, Buch und Kamera: Uli M. Schueppel (ARTE/ZDF, 8.6.11, 23.30–0.45 Uhr)

epd Unsere Vorstellungen von dem, wie es in Afrika so ist, haben ihre Wurzeln meist in der Kindheit. Da wären zum Beispiel die „Zehn kleinen Negerlein“, von denen wegen akuter Schusseligkeit am Ende keiner mehr übrig bleibt. Oder die vielen lustigen Tiergeschichten – Afrika, ein großer, toller Abenteuerspielplatz. Auch Uli M. Schueppel hat als Kind in seinem Wohnzimmer Geschichten aus Afrika erzählt bekommen. Doch während andere im Erwachsenenalter ihren Abenteuerspielplatz im Safari-Urlaub lebendig werden lassen, reflektiert Schueppel seine Kindheitserinnerungen in einem Film.

Der Autor porträtiert darin unterschiedliche Menschen in der tansanischen Hauptstadt Daressalam. Er beobachtet sie bei ihren alltäglichen Tätigkeiten und lässt sie schildern, wie sie sich ein Wohnzimmer in Deutschland vorstellen. Schueppel verzichtet auf jeden Kommentar, einen Erzähler gibt es nicht. Die Szenen sind unterbrochen durch verschwommene Landschaftsaufnahmen von Tansania, eine deutsche Kinderstimme erzählt vom Afrika, wie es Schueppel aus den Erzählungen in seiner Erinnerung kennt.

Die porträtierten Persönlichkeiten sind vielfältig. Da gibt es den Klavierspieler im „New Africa Hotel“, eine Frau im Gottesdienst, einen Autowäscher im Staub der großstädtischen Hauptstraße oder einen Busfahrer. Dieses Tansania hat freilich so gar nichts mit unserem häufig bis ins hohe Alter naiv-kindlichen Afrikabild zu tun. Bisweilen nah dran an der Wirklichkeit sind aber die tansanischen Menschen in Schueppels Film, wenn sie

ihre Vorstellungen von einem deutschen Wohnzimmer preisgeben.

Sie erzählen von Fenstern und Tischen aus Glas, von hochwertigen Möbeln, von Bildern an der Wand und Essecken. Und in einem weiteren Punkt herrscht beinahe Übereinstimmung: Alles ist viel schöner und besser als in Tansania. Darüber lässt sich aus Sicht der dort lebenden Menschen offenbar nicht streiten. Doch auch hier schimmert ab und zu durch, wie klischeebehaftet der Blick auf eine andere Kultur sein kann, wenn er nicht aus Selbsterlebtem, sondern Erzähltem entstanden ist. Zum Beispiel glauben offenbar viele Menschen in Tansania, dass Wohnzimmer in Deutschland stets mit einer Klimaanlage ausgestattet sind.

Schueppel zeigt mit seinem Film, dass unsere Afrikaner häufig Zerrbilder sind. Diese Zerrbilder lassen tief blicken. Das gilt auch für die Gegenseite: In den Vorstellungen der Tansanier vom deutschen Wohnzimmer spiegelt sich die Sehnsucht nach einem „besseren“ Leben.

Dem Zuschauer verlangt der dokumentarische Filmessay mit seinen 75 Minuten Länge viel ab. Der Autor hat ein anspruchsvolles Werk kreiert, ohne besonderen Wert auf eine Dramaturgie zu legen. So gleitet der Film fast anderthalb Stunden ohne irgendeine Aufregung dahin. Irgendwann wirken die Bilder und die wenigen Worte nicht mehr aus sich selbst heraus. Obendrein entstehen Redundanzen – ob gewollt oder nicht, sie tragen nicht gerade zur Spannung bei. Und so bleibt unter dem Strich einerseits eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit unseren Klischees von Afrika, andererseits ein eine Porträt-Collage tansanischer Menschen. Kein Unterhaltungsfernsehen, aber dennoch gut. *Ellen Nebel*

Armut wird produziert

„Arbeiten bis ins Grab?“, Regie und Buch: Karl Alexander Weck, Kamera: Oliver Gurr, Michael Heidener, Chris Völscher (ARTE/ZDF, 31.5.11, 20.15–21.05 Uhr)

epd Armut ist relativ. Nicht wegen der Statistiken über das, was man braucht, um dazuzugehören, sondern wegen ihrer Unsichtbarkeit. Die Rentner, die Karl Alexander Weck in Deutschland und Frankreich begleitet hat, sind nicht wütend, sondern bedächtig, erschöpft, traurig und fleißig. Die Berlinerin Edeltraut Hermann zieht zehn Stunden an sieben Wochentagen durch ihren Berliner Kiez. Sie wühlt in Papierkörben nach weggeworfenen Pfandflaschen. 20 Euro wirft das ab – an guten Tagen. Dabei hat die ehemalige Krankenschwester 37

Jahre in die Rentenversicherung eingezahlt, dann kamen Arbeitslosigkeit, Frühverrentung, Altersarmut.

Diese Konstellation, noch verschärft durch den Trend zu Niedriglöhnen und steigende Lebenserwartung, ist eine explosive Mischung, die sich gerade erst zusammenbraut. Weck nähert sich dem Konfliktfeld mit Bedacht und dem Blick für die ineinandergreifenden Prozesse. Er verknüpft die teilnehmende Sozialreportage aus Sicht der Betroffenen mit analytischen und selbstkritischen Statements von Experten und Verantwortlichen – eine höchst seltene Mischung in der Fernsehdokumentation. So gelingt es ihm, die Tragik und die Tragweite der Entwicklungen zugleich sichtbar zu machen.

Der Film zeigt langsame Bildsequenzen, mal werden die abgearbeiteten, ruhenden Hände, mal die unerschwinglich teuren Auslagen von Obst fokussiert. Es ist eine würdevolle Annäherung an die Betroffenen, die von der Kamera nicht bloß als lebende Symbole abgefilmt werden, sondern einen eigenen filmischen Raum haben.

An einer Stelle arbeitet Weck gezielt mit den Brüchen und Inszenierungen. Frau Hermann, die Flaschensammlerin, wird von dem Berliner Fotografen Christian Jungblodt begleitet, der sie, mal mit verlegenem Lächeln, mal mit stolzer Ruhe, ablichtet. Da erhält ein Missstand ein Gesicht, eine Betroffene wird zur Person. Weck bezieht aber auch den Fotografen in seine Recherche mit ein, besucht ihn selbst zu Hause. Rente – das ist für den selbstständigen, geschiedenen Vater mit zwei Töchtern kein Thema. Vermutlich wegen des Films geht er zur Rentenberatung und erfährt, dass er, bei regelmäßigem Einzahlen, später mal 300 Euro im Monat erhalten könne. „Das macht nicht so viel Sinn“, meint er lakonisch und wird sein Geld auch weiterhin lieber für die Kinder ausgeben.

Weck zeigt mehr als das mittlerweile schon vertraute Muster vom Leben am sozialen Rand der Gesellschaft. Er lässt die Berliner Sozialwissenschaftlerin Barbara Riedmüller sagen: „Die Armut wird produziert.“ Niedriglohn, Arbeitslosigkeit, Abschlüsse bei Frühverrentung, die die Hartz-IV-Empfänger schon mit 60 antreten müssen – es gibt viele Faktoren. Angefangen mit dem Versprechen der Rente an sich. Sicher sei sie, zitiert Weck den früheren Sozialminister Norbert Blüm. Eine Schimäre, widerspricht der ehemalige Arbeitsminister Walter Riester: sicher sei nicht der Lebensstandard. Sicher sei letztlich allein der Punktwert, der später in Geldbeträge umgerechnet werde, betont der Wirtschaftswissenschaftler Markus Grabka.

Für den deutsch-französischen Sender ARTE warf Weck auch einen Blick nach Frankreich, dort fallen zunächst die Massenproteste auf. Millionen gingen auf die Straße,

weil das Rentenalter 2010 von 60 auf 62 Jahre erhöht werden sollte. Rente erst mit 67 in Deutschland – war da was? Auch im Nachbarland findet der Autor große Probleme, denn die Mindestrente reicht bei hohen Kosten wie in Paris trotzdem nicht – und es wächst eine Generation Praktikum nach, zwei Millionen Berufsanfänger, die mangels fester Jobs erst gar keine Anwartschaften mehr aufbauen können.

Nüchtern stellt Weck dar, wie eine Gesellschaft langsam aber sicher auseinanderdriftet, wie die Sozialpolitik zur Notversorgung wird. Gegenrezepte hat Weck auch. Er lobt das Schweizer System, das verbindlich staatliche, Betriebs- und private Vorsorgerente koppelt und eine Mindestausschüttung garantiert. Doch das Ganze funktioniert nur, wenn nicht zehn oder zwanzig Prozent der Bevölkerung arbeitslos seien, sagt Yves Rossier, Leiter des Schweizer Bundesamts für Sozialversicherungen. Hinzu kommt, dass etwa die deutschen Beamten gar nichts in die Rentenkassen einzahlen. Eine Lehrerin bekennt sich im Film zu den Privilegien: „Dieses angstfreie Arbeiten“ ohne Sorge um den Jobverlust.

Trotz der enormen Fakten- und Zahlenfülle zieht der Autor einen roten Faden durch seine Dokumentation: Altersarmut ist keine Gefahr, sondern präzise vorhersehbare Realität. Für diese Erkenntnis braucht er keine gedrechselten Kommentare, sondern bloß den nüchternen Blick auf die Erfahrungen der Betroffenen und Akteure. Denn „die Super-Zauberlösung gibt's nicht“, räumt Monika Queisser ratlos ein, immerhin die Abteilungsleiterin Sozialpolitik der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

Dieter Deul

Verwirrende Historikerdebatte

„Schwarze Kassen“, Dokumentarfilm von Fabrizio Calvi, Frank Garbely, Jean-Michel Meurice (ARTE France, 1.6.11, 21.20–22.20 Uhr)

epd Ein Octogon ist ein Achteck und achteckig war auch die Villa des Waffenhändlers und Geheimagenten der Nazis, Rudolf Ruscheweyh im liechtensteinischen Schaan. Von dort aus wickelte der Waffenschieber Geschäfte mit Oerlikon-Bührle ebenso ab wie Deals mit dem Rüstungskonzern Hispano-Suiza. „Ocotogon“ ist auch das Bild, das der Film „Schwarze Kassen“ wählt, um eine Kriegs- und Nachkriegsgeschichte zu erzählen, ein Netz, geknüpft aus den Fäden Nazigold, Waffenschiebereien, Geheimagenten, Aufrüstung, der Affäre um den maroden Schützenpanzer HS30, Wiederbewaffnung und BND.

Das jedenfalls behaupten die Autoren Fabrizio Calvi, Frank Garbely und Jean-Michel Meurice in ihrem Dokumentarfilm „Schwarze Kassen“. Der Film zieht eine klare Linie mit der These, über den „Octogon-Trust“ sei Nazivermögen erst ins Ausland transferiert worden und dann über Waffenprovisionen als illegale Parteispenden an die CDU gegangen. Einige unbekanntere Figuren tauchen auf in diesem historischen Spiel, Männer, die dann aus merkwürdigen oder wenigstens passenden Gründen zu Tode kommen.

Auch bekannte Figuren spielen in diesem Politreigen ihre Rolle. Robert Pferdmenges, Adenauers Banker und einflussreichster Finanzberater etwa. Oder Hans Globke, Kommentator der Nazirassengesetze und als Staatssekretär Adenauers rechte Hand. Reinhard Gehlen, Chef des Bundesnachrichtendienstes, der mit der Integration zahlreicher Altnazis und Gestapoagenten in den Dienst seinen Beitrag zur friktionslosen Entnazifizierung leistete. Zu Fragen der illegalen Parteienfinanzierung, die unbestritten nicht erst mit dem späten Kohl, sondern schon mit der ganz frühen CDU begann, äußern sich Experten wie Hans Leyendecker.

Begonnen hat das alles angeblich mit einem geheimen Treffen im Hotel „Maison Rouge“ in Straßburg, auf dem beschlossen wurde, Nazivermögen zu verstecken, angeblich um damit später eine NSDAP im Untergrund finanzieren zu können. Der Film beginnt auch mit der Schilderung dieses Treffens und präsentiert dazu ein Protokoll aus dem amerikanischen Nationalarchiv, das angeblich ein französischer Agent geschrieben hat. Die Geschichte um das Treffen im „Maison Rouge“ spielt auch in Frederick Forsyths Bestseller „Akte Odessa“ eine wichtige Rolle.

Das alles freilich bestreiten Historiker und behaupten, dieses Treffen habe nie stattgefunden, es gehöre in den Bereich der vielen Legenden um verschwundene Nazischätze und das Protokoll sei geheimdienstliche Wichtigtuerei. Alles eine historische Räuberpistole sozusagen. Strittig ist die Frage, ob es überhaupt so etwas wie eine „Octogon“-Verschwörung gegeben hat und die illegale Parteienfinanzierung in klarer Linie auf Nazivermögen zurückzuführen ist.

Dieser Streit wurde auf ARTE im Anschluss an den Dokumentarfilm prolongiert. Der Film war nämlich schon 2008 fertig, wurde aber nicht ausgestrahlt. Als Grund nannte Victor Rocaries, Verwaltungsdirektor von ARTE France, diese Verschwörungstheorie widerspreche dem historischen Kenntnisstand. Nun wurde „Schwarze Kassen“ nach etwas Überarbeitung doch ausgestrahlt. Danach traf der historische Kenntnisstand auf die Filmemacher – eine äußerst kontroverse Debatte. Denn die Gruppe der Historiker – der Frankfurter Johannes Bär,

der Franzose Hervé Joly und der Filmemacher Werner Biermann – sprachen dem Film jegliche historische Zuverlässigkeit ab. Er sei historisch unhaltbar, die Verschwörung eine Legende und die Recherche unseriös.

Nun hat man wirklich kontroverse Debatten im Fernsehen selten genug und sollte sich eigentlich freuen. Diese freilich litt unter verhärteten Fronten und wachsender Unübersichtlichkeit. Dazu trugen die Autoren des Films bei, als sie gleich eingangs zugestanden, das Treffen im Maison Rouge sei historisch nicht gesichert. Das hätten sie im Film freilich sagen müssen. Haben sie aber nicht. Sie machten dabei ein wenig den Eindruck von Leuten, die sich ihre schöne Story nicht von Fakten kaputt machen lassen wollten.

Andererseits war die Ablehnung der Historiker so massiv, dass man auch misstrauisch werden konnte. Zeitweise ging es zu wie im Kalten Krieg. Als einer der Autoren von den Enthüllungen von Bert Engelmann sprach, holte Werner Biermann gleich die ganz große Stasikeule aus dem Sack. Dann wieder wähnte man sich beim Kongress der Weißwäscher, als einer der Historiker dem Nazijuristen Hans Globke zugunsten halten wollte, er habe die Rassegesetze des Dritten Reichs schließlich nicht geschrieben, nur kommentiert.

Man hätte von dieser Diskussionsrunde mehr mitnehmen können, wenn sie sich dem historischen Sachstand mit etwas weniger Verve und mehr Information genähert hätte. Die reale und propagandistische Bedeutung des Falls Globke für die DDR hätte dazu sicher ebenso gehört wie die Frage, warum TV-Geschichtsschreibung so schnell in die Kolportage und die Verschwörungstheorie hineinrutscht, wenn sie ihren Stoff spannend, bruchlos und widerspruchsfrei aufbereiten will. Dann wäre es vielleicht auch möglich gewesen, über die tatsächlich vielen unaufgeklärten Vorgänge aus der BRD der 50er Jahre zu sprechen. Denn darin haben wiederum die Filmemacher recht: Zeitgeschichte aus der Frühzeit der BRD ist immer noch ein wenig behandeltes Thema.

Aber so weit kam es gar nicht. Moderator Thomas Kausch, objektiv überfordert von der unlösbaren Aufgabe, hätte gern sechs wesentliche Punkte der Kontroverse abgehakt und kam nicht einmal bis zu Punkt drei. Dazwischen verhallte noch unerhört sein hilfloser Seufzer, im Film sei doch immer alles etwas anders. Verwirrender war eine TV-Diskussion selten.

Fritz Wolf

Ferngelenkt von Mutter Natur

„Heute nicht, Schatz. Lust und Frust im Fokus der Wissenschaft“, Regie und Buch: Katja Herr und Henrike Sandner, Produktion: MDR, (ARD, 2.6.11, 0.05-0.48 Uhr)

epd Wenn sich die Wissenschaft der Sexualität annimmt, kann man erwarten, dass manches Altbekannte und auch manches Abstruse dabei herauskommt. Wenn sich das Fernsehen der Sexualwissenschaft annimmt, liegen die Erwartungen ähnlich. Der Zweifel, der ja dankenswerterweise mit der Wissenschaft verbunden ist, aber nicht mit dem Fernsehen, richtet sich bei neutraler TV-Präsentation der Wissenschaft sehr bald gegen deren Resultate, vor allem, wenn die den eigenen Erfahrungen widersprechen und obendrein reichlich abstrus ausfallen.

Katja Herr und Henrike Sandner haben unter anderem den Hannoveraner Professor Tillmann Krüger befragt, den Plöner Geruchsforscher Dr. Manfred Milinski, den Heidelberger Professor Ulrich Clement, die amerikanische Anthropologin Helen Fisher, den Sexualwissenschaftler Manfred Dannecker, die Philosophin Ariadne von Schirach. Sie haben Erotik-Versand-Shops aufgesucht, bei Partnervermittlungsbörsen reingeschaut und sich über viele Versuchsreihen aufklären lassen. Die Fragen lauten: Wie steht es heute mit dem Begehren? Was macht die Pornografisierung der Gesellschaft mit uns? Und: Wird die Jugend überfordert durch all den Sex im Netz?

Tenor der Antworten: Wir sind müde geworden. Stress bremsst Sex. „Heute nicht, Schatz“ – diesen Satz spricht derzeit seltener die erschöpfte Hausfrau am Waschtage als der überarbeitete Gatte am Feierabend. Sexuelles Desinteresse erhebt über einer ausgepowerten Gesellschaft sein hässliches Haupt.

Ob das so stimmt? Der Zweifel darf sich in dieser Form regen: Hätte es am Vorabend der französischen Revolution oder zur Zeit von Christi Geburt schon eine der unseren vergleichbare empirische Forschung gegeben, was wären die Resultate gewesen? Ein deutliches „Heute nicht“ vermutlich. Das Begehren kommt und geht. Und es keimt wahrscheinlich gerade da, wo die Forscher nicht hingucken. Entsprechend unsicher und vage sind ihre Ergebnisse. Was sie selbst zugeben. So what.

Immerhin gab es vor Hunderten von Jahren kein Internet mit all dieser Pornografie, und auch noch nicht so viel Werbung mit sexuellen Motiven. Aber der Mensch, so die Forschung, ist widerstandsfähig. Er schaut sich die Sachen an, und macht dann sein eigenes Ding. Nicht mal

die Jugend ist wirklich gefährdet. Sie fühle sich sogar, sagt Professor Peer Briken, „von extremen Spielarten abgeschreckt“. Das Eintrittsalter ins Reich der aktiven Sexualität hat sich seit Jahren nicht geändert, es liegt bei rund 16 Jahren im Schnitt. So what.

Wo die Wissenschaft in die Details geht wie etwa bei der Geruchsforschung, wird es dann echt abstrus. Dr. Milinski erklärt uns, dass wir im Labor bei Geruchstests just jenen Körpergeruch bevorzugen, der auf ein Immunsystem schließen lässt, welches unser eigenes perfekt ergänzt – eine ideale Voraussetzung für gesunde Nachkommen. „Wir folgen dem Diktat unserer Immungene“, schmunzelt der Forscher. Die Natur nämlich weiß, was sie will und was wir wollen sollen – und das ist immer dasselbe: gesunde Nachkommen. Stiekum setzt sie ihre biologistischen Ziele gegen all unsere Präentionen durch.

Das lässt sich auch bei Frauen in dieser Art nachweisen: Sie gehen bei ihrer Partnerwahl zyklusabhängig so vor: Während des Eisprungs wollen sie einen starken Kerl (gesunde Nachkommen), davor und danach lieber den sich kümmernden Familienmenschen (gesicherte Aufzucht). Warum sagt niemand dazu, dass diese Instinktreste in unserer Sinnlichkeit zwar existieren mögen, dass deren Einfluss auf die Partnerwahl im wirklichen Leben aber nahe Null ist? Kein Mensch wählt seinen Partner im Geruchslabor, und wenn in der Wildbahn der Wirklichkeit die Verliebtheit zuschlägt, hatte ein Paar oft genug noch gar keine Möglichkeit, auf Tuchfühlung zu gehen und aneinander rumzuznuppern. Was hier entscheidet, sind Blicke. Und Worte. Lassen auch die sich auf Immungene zurückführen?

Warum dieser gesammelte Unfug der Biologen, Geruchs- und sonstigen Hirnforscher, der seit Jahren nervt, in dieser Reportage wiederkehren musste, bleibt unerfindlich. Das Ärgerliche daran ist der Überlegenheitsgestus der Naturwissenschaftler, mit dem sie uns menschliche Laborratten nach dem freien Willen nun auch noch die freie Partnerwahl bestreiten und uns zu Automaten in Totalabhängigkeit unserer biologischen Ausstattung erklären. Diese abgehangenen Abstrusitäten hätten Herr und Sander kommentieren sollen, anstatt sie als Neuigkeiten zu verkaufen.

Aber das hätte ihrem Konzept wahrscheinlich widersprochen. Artig und wohlgezogen präsentierten sie ihre Gewährsleute, ohne sich auf deren Thesen einzulassen. So kann man es machen, so ist es der Brauch. Aber mittlerweile irgendwie auch langweilig.

Barbara Sichter mann

Moderne Medienpädagogik

„Kurz und klick – Medienratgeber für Kids“ mit Joshua Moir, Produktion: Kinderfilm GmbH (KI.KA, 21.3.11 bis 7.4.11, 16.20–16.25 Uhr; 15.5.11 bis 31.7.11, 14.00–14.05 Uhr)

epd Für Teenager ist es ein Traum, für Eltern ein Alptraum: Wie die Spinne im Web hockt Max auf seinem protzigen Direktorensessel in einem Zimmer, das vollgestopft ist mit Technik aller Art. Ein kleiner Elektrokönig, dessen täglich Brot Bits und Bytes sind; Schokolade, Junk-Food und Cola dienen eher dem Vergnügen als dem Überleben.

Und doch repräsentiert der Junge mit den Locken und der Nerd-Brille Medienpädagogik in einer sehr modernen Form: Max (15) ist Experte in Computerfragen. In einem Dutzend Spots gibt er Tipps für den Alltag. Aber nicht als Lehrer, sondern als Ein-Mann-Peer-Group – so widersprüchlich das klingt.

„Kurz + klick“ mag mit gängigen Medienkompetenzkonzepten, die gern als Broschüre oder gleich als Medienpaket daher kommen, wenig zu tun haben. Doch dafür sind die vermittelten Wissensbissen sehr nützlich, auch für Erwachsene. Max (verkörpert von Joshua Moir) mag zwar dem Teenager-Klischee des elektronischen Eremiten entsprechen, das in der Realität doch deutlich seltener vorkommt, als die meisten Erwachsenen denken – doch eigentlich ist er zu hübsch für einen Nerd. Andererseits hätte vermutlich niemand Lust auf ein Format, dessen Hauptfigur ein bleicher, verpickelter und übergewichtiger Grottenolm ist.

Die Spots funktionieren immer gleich: „Das ist Max“, beginnt der Sprecher, und Max hat ein Problem. Oder einer seiner Freunde. Und zwar nie mit Mädchen oder den Eltern, sondern immer mit der Technik. Beziehungsärger lässt sich ja auch nicht in zwei oder drei Minuten lösen – länger dauern die Minifilme nun mal nicht. Die Lösung muss zudem im Internet gefunden werden können, und darin ist der gern selbstgefällig vor sich hin grinsende Max Weltmeister. Dass seine Mittel und Wege stets legal sind, versteht sich von selbst. Außerdem wird darauf geachtet, dass jedes Mal gut zu sehen ist, wo er Freeware, Musik, Filmmaterial, Geräusche oder die Vorlage für einen Lebenslauf „für lau“ findet. Das grenzt zwar mitunter an Werbung, vor allem für Google und YouTube, aber die beiden Anbieter gehören nun mal zum digitalen Standard der Zielgruppe.

Diejenigen, denen es trotzdem zu schnell geht, können sich die Spots im Internet (www.kurz-und-klick.de) noch mal anschauen. Außerdem gibt es ergänzende Informationen, die griffig aufbereitet sind. Nicht alles

hat allerdings einen offensichtlichen Nutzwert: Beim Interview mit zwei Leuten vom Computerclub Café Netzwerk ist der Ton miserabel und der Erkenntnisgewinn überschaubar. Aber die „Wicky-List“ (ein Glossar) ist ebenso brauchbar wie die „Tricky List“, eine Übersicht über Abzockseiten.

Für viele Erwachsene mögen die Themen anspruchsvoll klingen, aber für Jugendliche sind sie Alltag: Wie erstelle ich einen Podcast? Wie konvertiere ich Videos zu MP3-Audios? Und was kann ich tun, wenn ich in eine Abo-Falle getappt bin? Max' Auswege sind nie Hexerei. Man braucht keineswegs eine Hightech-Ausstattung oder mehrere Monitore und im Grunde auch kein Fachwissen, denn sein Vorgehen ist Schritt für Schritt nachvollziehbar.

Der Nutzwert ist die eine Sache, die Machart die andere. Schon der Technovorspann dürfte dafür sorgen, dass erwachsene Zufallszuschauer schleunigst weiterschalten. Falls nicht, wird sie spätestens die Redseligkeit des Sprechers (Boris Tessmann) in die Flucht schlagen, zumal er mitunter ziemlich ranschmeißerisch klingt. Andererseits ist die KI.KA-Zielgruppe deutlich jünger als der einsilbige Max, da kann es nicht schaden, wenn noch mal erklärt wird, was man eigentlich mit eigenen Augen sehen kann. Wenn es darauf ankommt, lässt auch die rasante Schnittfrequenz deutlich nach. In der Rahmenhandlung dagegen, sofern man davon sprechen kann, wird die Perspektive ähnlich oft gewechselt wie in einem Videoclip.

Dass der Sprecher ständig von „downloaden“ spricht, weil „runterladen“ vermutlich nicht cool genug klingt, ist natürlich ein typischer Erwachsenen einwand, aber trotzdem berechtigt. Selbstironischer Ausgleich ist der Titel eines Films, den Max produziert hat: „Lord of the Nerds“.

Tilman Gangloff

Die Gräuel von Gestern

„Rechnitz“, Regie und Bearbeitung: Leonhard Koppelman, Buch: Elfriede Jelinek (Bayern 2, 29.05.11, 15.05–16.00 Uhr)

epd Wenn etwas zu Ende ist, ist es noch lange nicht zu Ende. Als der Russe schon vor den Toren steht, feiern die Nazischergen noch rauschende Untergangsfeste und richten zum Höhepunkt der Feier jüdische Zwangsarbeiter hin. So geschehen im österreichischen Rechnitz am Palmsonntag 1945, dem letzten Sonntag der Fastenzeit. In ihrem Schloss feierte die Gräfin von Batthyány, geborene Thyssen, ein sogenanntes Gefolgschaftsfest

mit Nazi-Größen wie dem NS-Ortsgruppenleiter Franz Podezin, einem ihrer Geliebten.

Vor Mitternacht zog dann eine handverlesene Schar zum „Kreuzstadel“ und erschoss dort 180 Zwangsarbeiter, deren Grab bis heute nicht gefunden werden konnte. Danach flohen Gräfin und Gefolge, zehn Tage später erreichte die Rote Armee Rechnitz. Zwar gab es einen Prozess, doch die Schuldigen entzogen sich. Die Gräfin lebte bis zu ihrem Tod 1989 als Pferdezüchterin in der Schweiz. Um die Ereignisse bildete sich ein Wall des Schweigens, den erst der Dokumentarfilm „Totschweigen“ von Margareta Heinrich und Eduard Erne 1994 brach.

In „Rechnitz“ umtänzelt Elfriede Jelinek die Ereignisse dieser ungeheuren Nacht aus heutiger Perspektive, eine Reihe sich widersprechender Boten, Augenzeugen, Schaulustiger umschwätzt das Ereignis in einer wortreichen Wiederaufbereitungsmaschine des Ungewissen: „Wir waren nicht dabei, wir berichten nur.“

Denn ein Ereignis ist uneinholbar, während Geschichtsschreibung ins Unendliche fort rekapituliert und repetiert werden kann, bis sie das Gewesene zur Unkenntlichkeit überformt. Radiophon tun die Boten dies in einer Folge von Folgen, einer „täglichen Sendung von der Banalität des Bösen“, unterbrochen von Jingles und kleinen Intermezzi. In der Ursendung des BR von Leonhard Koppelman werden alle Boten mit eigen-tümlich gewichtsloser Stimme gesprochen von Isabelle Menke, die Jelineks rhetorische Sprachspielkaskaden mal rufend, leicht panisch, mal im Singsang und immer ein wenig atemlos wiedergibt. Schade, dass Menke allein das mediale Rauschen der Berichterstatterstimmen produzieren soll, mehrere Sprecher hätten der Vielfarbigkeit des Hörspiels gut getan. In Jelineks Theaterstück „Rechnitz (Ein Würgeengel)“, das 2008 an den Münchner Kammerspielen uraufgeführt wurde, standen fünf Boten auf der Bühne.

Allein, der Stoff ist zweifellos ein starker: Raffiniert verquickt Jelinek in „Rechnitz“ Erinnerungsarbeit mit Medienkritik, die fortlaufende Historisierung der Ereignisse durch ihre Wiedergabe und Versprechung. Dabei liegt der Literaturnobelpreisträgerin die dunkle Seite des Menschen seit jeher näher als sein humanistisches Antlitz, der Mildtäter ist ihr verdächtiger als der Untäter. Denn Geschichtsschreibung, so macht sie klar, dient nicht allein der Aufarbeitung der Vergangenheit: „Betrachten Sie diesen Vorfall bitte als ungeschehen.“ Und die vielverrufenen Nachgeborenen können sich nicht allein erniedrigt fühlen unter dem Gewicht ihrer Erbsünde, sondern sich auch wollüstig an den Gräueln von Gestern berauschen: In kurzen dialogischen Episoden erregen sich zwei angesichts des Schreckens und versteigen sich

raunend in kannibalistische Fantasien: Mein Fleisch, für dich gegeben! Mein Blut, für dich vergossen!

Zwei Urgründe der abendländischen Kultur dienen Jelinek als Hintergrundfolien der Geschichtsaufbereitung: Die Antike und das Christentum. Die antike Tragödie entdeckte Botenberichte als eine Form, um historische Ereignisse für Abwesende erfahrbar zu machen und bei dieser Gelegenheit allerlei Verwirrung zu stiften, denn die Augenzeugenschaft ist zweifelhaft. Ihre Rede verdeckt mehr als sie entbirgt, Wortkaskaden schütten Vergessen auf die Gräber der Untoten. Das Christentum mit seiner Opfer- und Sündermentalität sekundiert der Geschichtsschreibung um den Palmsonntag, wenige

Tage vor Christi Kreuzigung, wo er für unsere Sünden starb, und eine Woche vor seiner Wiederauferstehung. Wenn der Deutsche schon ein Sünder ist, raunen die Boten, so kann er dies auch stolz sein!

Wie so oft legt Jelinek mit ihren grandiosen Sprachspielen den Finger in die verheilt geglaubte Wunde, sie wirft scharfe Seitenblicke und lässt die Toten nicht ruhen. Dabei erzählt „Rechnitz“ auch vom Heute, von Katastrophenlust und Frontberichterstattung, von Fukushima bis Libyen: Der Schrecken ist bei ihr stets ambivalent, sie lässt der moralischen Empörung keinen Raum. Denn als Schaulustige und Kriegsgewinnler sitzen wir alle zusammen im Boot der Geschichte. *Esther Boldt*

■ DOKUMENTATION

„Hunger nach Kontext“

Andres Veiel über die Zukunft des Dokumentarfilms

epd Bei der Dokville, dem Branchentreff des Dokumentarfilms am 26. und 27. Mai in Ludwigsburg, hielt der Autor und Regisseur Andres Veiel das Eröffnungsreferat (vgl. Leitartikel in dieser Ausgabe). In seiner Rede betonte der Filmemacher die Bedeutung des Dokumentarfilms für die Gesellschaft, „als kulturelles Gedächtnis, als Instrumentarium, eine komplexe Wirklichkeit neu und in einem anderen Kontext zu betrachten, als Rastplatz der Reflexion – und damit als Sauerstoff einer Gesellschaft, die sich angesichts eines Terrors der informativen Verfügbarkeit immer mehr das Innehalten, die Reflexion, die Selbstvergewisserung leisten muss“. Wir dokumentieren Veiels Rede im Wortlaut.

Die Zukunft des Dokumentarfilms ist nicht denkbar ohne seine gegenwärtigen Widersprüche: Wir haben eine ungeheuer vielfältige, junge Dokumentarfilmszene, immer mehr Filme werden produziert, 80 bis 100 lange Dokumentarfilme kommen jährlich ins Kino.

Wir haben im internationalen Vergleich die besten Ausbildungsstätten für den filmischen Nachwuchs – und interessieren uns gleichzeitig so wenig für eine kontinuierliche Förderung der Talente nach Abschluss der Ausbildung.

Jährlich strömen etwa 500 Absolventen von Filmhochschulen oder Universitäten mit einem praktischen Ausbildungszweig auf den Markt. Davon möchten etwa 150 bis 200 im dokumentarischen Bereich arbeiten. Angesichts der wenigen Sendeplätze und begrenzten

Fördermittel heißt es, dass hier am Bedarf vorbei ausgebildet wird. Das ist falsch. Es gibt einen gesellschaftlichen Bedarf an guten Filmen, die sich mit Wirklichkeit beschäftigen.

Warum es in Zukunft weniger davon geben wird, hat entscheidend mit den Produktionsbedingungen zu tun – und damit, wie mit den jungen Talenten umgegangen wird.

Die Rolle des Fernsehens hat sich bei der Finanzierung von Dokumentarfilmen schleichend verändert: Die Budgets haben sich – Inflation eingerechnet – in den letzten Jahren deutlich reduziert.

Meine ersten drei Kinodokumentarfilme habe ich Anfang /Mitte der 90er Jahre bei der Redaktion Schauspiel des ZDF gemacht, alle waren Kino-Koproduktionen, die Redaktion engagierte sich pro Film mit etwa 400.000 Mark, mit Filmförderung kamen wir auf 600.000 Mark bis 700.000 Mark, nach heutigem Stand sind diese Beträge etwa mit Euro gleichzusetzen. Mit diesen Budgets konnten die Filme fundiert recherchiert, vorbereitet und mit dem notwendigen Zeitbudget gedreht und geschnitten werden. Die Qualität der Ergebnisse hatte wesentlich mit diesen Produktionsbedingungen zu tun.

1998 wurde die Redaktion Schauspiel im ZDF-Hauptprogramm aufgelöst, der Etat wanderte – was die dokumentarischen Formate angeht – zur Redaktion des Theaterkanals. Das bedeutete für die Produktionen

ähnlicher Länge, mit einem Bruchteil des Geldes klar kommen zu müssen. Das Beispiel steht für viele andere.

„Ins Risiko gehen“

Es gibt einige wenige Dokumentarfilmer meiner Generation, die sich - trotz dieser Einschränkungen - in der öffentlichen Wahrnehmung etablieren konnten. Dazu gehören Regisseure wie Thomas Heise, Stefan Schwietert, Volker Koepp, Christoph Hübner, Thomas Riedelsheimer oder Heidi Specogna, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit Dokumentarfilme fürs Kino produzieren. Dazu gehören auch Kollegen wie Wim Wenders oder Pepe Danquart, die mit ihrer Erfahrung als Spielfilmregisseur den Dokumentarfilm mit innovativer Kraft neu positionieren. Sie alle haben das Privileg, aufgrund ihrer Bekanntheit mit größeren Budgets arbeiten zu können, sie konnten etwas ausprobieren, ins Risiko gehen, es gab und gibt Redakteure, die ihnen diesen Raum gegeben haben und zum Teil immer noch geben. In 20 Jahren wird es von diesen Kollegen vielleicht noch das eine oder andere Alterswerk geben. Wer rückt nach, wer wird dieses Erbe übernehmen?

Ich unterrichte inzwischen fast 15 Jahre an Filmhochschulen. Nur eine verschwindend geringe Prozentzahl von denen, die nach dem Studium mit einem Dokumentarfilmprojekt gestartet sind, finanziert durch das kleine Fernsehspiel oder über die Reihe „Junger Dokumentarfilm“ des SWR - sind dem Metier treu geblieben. Einige waren mit ihren Filmen durchaus erfolgreich, sie wurden bei Festivals ausgezeichnet, hatten sogar an der Kinokasse respektable Ergebnisse und bei der Ausstrahlung eine gute Quote. Dennoch geben die meisten danach auf. Sie arbeiten in anderen, verwandten Medienberufen, wechseln zum Spielfilm, unterrichten.

„Ratlose Regisseure“

Es ist keineswegs so, dass sie keine Dokumentarfilme mehr machen wollten. Fast jeder erzählt mir von dem einen oder anderen Projekt, an dem er oder sie weiter arbeiten wollte, dessen Herstellung sich aber über Jahre hinzog. Sie hatten das Interesse einer Förderung, doch die Bedingung für einen Zuwendungsbescheid war die Beteiligung eines TV-Senders. Ein Sender hatte Interesse, doch nur, wenn ein zweiter dazukommt. Doch der zweite sagte nach einer einjährigen Entscheidungsphase ab, damit war auch die bedingte Zusage des ersten Senders hinfällig. Nach zwei Jahren entschieden sich die Macher für eine „freie“ Produktion. Sie arbeiteten am Wochenende, im Urlaub, nach Feierabend. Sie drehten und schnitten selbst und waren froh, den Film nach vier Jahren fertigstellen und schließlich für 12.000 Euro an einen Spartensender verkaufen zu können.

Damit bezahlten sie das Grading, die Mischung und den Cutter. Das, so sagen sie, können wir uns kein zweites Mal leisten.

Warum gibt es keine Kontinuität beim Aufbau von Regisseuren im dokumentarischen Bereich?

Exemplarisch deutlich wird diese Situation beim ZDF. Das Kleine Fernsehspiel baut gezielt Nachwuchsregisseure im Bereich des künstlerischen Dokumentarfilms auf. Nach der dritten Produktion muss die Redaktion die Talente mit Bedauern sich selbst überlassen, da es im Hauptprogramm keine Sendeplätze für den langen Dokumentarfilm gibt. Die ratlosen Regisseure bekommen dann den Tipp, vielleicht mal einen Spielfilm zu machen. Oder es ab jetzt doch bitte bei einem der Spartenkanäle zu versuchen - mit wesentlich geringeren Budgets.

Zu dieser Misere kommt noch eine andere.

Erfolgreiche Dokumentarfilme werden über das Thema wahrgenommen, nicht aber über den Regisseur oder die Regisseurin. Haben die Filmemacher ein neues Projekt mit einem Thema, was nicht die gleiche Durchschlagskraft zu haben scheint wie der erste Erfolgsfilm, müssen sie sich genau wie alle anderen bei den Sendern und Förderern in die lange Schlange der finanziellen Bittsteller anstellen. Es sei denn, sie haben das Glück, an einen Produzenten mit einem guten Standing zu geraten, dem es durch internationale Vernetzung gelingt, ein größeres Budget zu organisieren.

„Wer überleben will, passt sich an“

Diese Entwicklung ist nicht zufällig, sie findet eine kausale Begründung in den Erfordernissen der formatierten Dokumentarprojekte, die in den letzten zehn Jahren die TV- Programme dominiert haben.

Darin ist weniger die künstlerische Persönlichkeit der Filmemacher gefragt als die handwerkliche Fähigkeit, vorgegebene Formate und Module zu füllen, die von Produzern und Redakteuren entwickelt wurden. Gesucht wird eben genau nicht der Regisseur, der über Jahre seine Handschrift entwickelt hat. Im Gegenteil, je eigenwilliger, spezifizierter die Handschrift, desto mehr entsteht aus der Sicht der Redaktion die Gefahr, dass die vorgefertigten Formatmodule nicht maßstabsgetreu abgeliefert werden.

Wer überleben will in der Branche, passt sich an, liefert gutes Handwerk ab - zum Teil durchaus mit Qualität und Erfolg. Aber das, was die jungen Macher auszeichnet - ungestüme Neugierde, formale Unberechenbarkeit - für all das interessiert sich niemand mehr.

Man muss es einmal so drastisch sagen: Dieses Land leistet es sich, seine besten Talente auf dem Gebiet des künstlerischen Dokumentarfilms zunächst aufzubauen, um sie dann systematisch verkümmern zu lassen.

Die Menge der produzierten Dokumentarfilme wuchert dieses drastische Defizit scheinbar zu. Erst bei genauem Hinsehen wird offensichtlich, wie wenige Filme es gerade unter jungen Dokfilmern gibt, die formal oder inhaltlich ins Risiko gehen, Neuland betreten, ihre Geschichten filmisch anders, unerwartet erzählen. Unter den Bedingungen, unter denen sie entstehen, kann sich niemand eine ausgiebige Recherche leisten. Es gibt kaum Filme, die sich mit den eigentlichen Krisen und den Machtverhältnissen des Landes auseinandersetzen, weder gegenwärtig noch historisch. Das ist den Machern nicht vorzuwerfen, sie können unter den gegebenen Produktionsbedingungen sich nicht auch noch in juristische Gefahrenzonen hineinbegeben.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die meisten der 80 Dokumentarfilme kaum mehr als 3.000 Zuschauer im Kino erreichen. Der Zuschauer erwartet einen ästhetischen und inhaltlichen Mehrwert. Wenn er den nicht geboten bekommt, bleibt er zu Hause.

Das ist einer der Gründe, warum der Dokumentarfilm in die Krise kommen wird – und das nicht erst in 20 Jahren. Wenn dieses Genre sich aus sich heraus nicht immer wieder erneuert, wird es langfristig als dokumentarische Kunstform aussterben.

Diese Entwicklung ist deshalb dramatisch, weil sie sich mit einer weiteren verstärkt.

„Altenclub der Caritas“

Das Publikum für Dokumentarfilme wird immer älter – das betrifft das Fernsehen wie das Kino. In den in die Jahre gekommenen Programmkinos ist der Trend offensichtlich: Das Publikum besteht vorwiegend aus denjenigen, die als Jugendliche in die neu gegründeten Programmkinos pilgerten – und den Häusern auch im fortgeschrittenen Alter die Treue halten. Die Spätschienen wurden in den meisten Kinos längst abgebaut. Dokumentarfilme laufen auf den Frühabend- oder sogar den Nachmittagsschienen oftmals schon erfolgreicher als auf der Abendschiene.

Insgesamt gehen deshalb (noch) nicht weniger Menschen ins Kino.

Aber auch das wird sich langfristig verändern. Die Generation von Zuschauern, die mit den Programmkinos groß geworden ist, wird altershalber dem Kino fernbleiben.

Vielleicht wird das eine oder andere Programmkino erhalten bleiben – als Altenclub der Caritas.

Diese Entwicklung ist zu spät erkannt worden. Sie hat – neben der erwähnten mangelnden Qualität – auch eine natürliche Ursache. Als Jugendliche geht man nicht in das Kino, von dem die eigenen Eltern schwärmen, sich dort zum ersten Mal geküsst zu haben. Dass die nachfolgende Generation wegbleibt, ist von daher gesehen naheliegend. Umso wichtiger ist es, die Enkelgeneration in die Programmkinos zurückzuholen. Sonst stirbt dieses Kino – und mit ihm eine Filmkultur, für die wir einstehen.

Und die in den nächsten 20 Jahren noch wichtiger wird als bisher. Das Fernsehen wird endgültig seine Vormacht, Bilder zu produzieren und zu verbreiten, an das Internet abgeben.

Der barrierefreie Zugang zu den technischen Mitteln einschließlich des Schnitts und der Verbreitung über das Netz, wird immer mehr Menschen dazu bringen, ihren Alltag abzubilden und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Mit der Bilder- und Informationsflut wird damit die Sehnsucht nach Struktur, nach Auswahl und Übersicht zunehmen.

Und damit die Notwendigkeit eines Kurators, der nicht nur das verbreitet, was ohnehin existiert, sondern auswählt, fördert, Akzente setzt und damit nicht nur abgebildete Phänomene verbreitet, sondern Kontexte herstellt, Gewordenheiten sichtbar macht, indem hinter den Oberflächenreiz der Dinge geschaut, ihre Geschichtlichkeit herausgearbeitet wird.

„Nicht nur Alibiaushängeschild“

Das Kuratieren von Filmen, die sich vom Strom der Bilderflut abheben, die ihn strukturieren, verdichten, vertiefen. . . das wird eine der Hauptaufgaben des Fernsehens sein, will es sich nicht selbst abschaffen.

Und damit wird, verzeihen Sie meinen Optimismus, das öffentlich-rechtliche Fernsehen aus eigenem Überlebensinteresse gar nicht darum herumkommen, den Dokumentarfilm nicht nur als Alibiaushängeschild im Programm zu halten.

Die Anstalten fühlen sich – nach der Herausforderung durch die privaten Kanäle – zusätzlich unter Druck: durch die Popularität des munteren Trashes bei Youtube und durch die Schnelligkeit der Informationsverbreitung bei Twitter und Facebook. Die Sender haben das Privileg bei der Herstellung und Verbreitung der Bilder längst verloren, das ist ein traumatischer Verlust, der in seiner

Tragweite noch nicht angekommen, geschweige denn verarbeitet worden ist.

Die öffentlich-rechtlichen Sender werden endgültig ihren Status als Leitmedium verlieren, wenn sie sich nicht wieder auf ihre Kernkompetenz besinnen, und das ist der Bildungsauftrag. Und das heißt nichts anderes, als Informationen nicht nur aktuell anzuliefern und aufzubereiten, um sie dann allabendlich in Talkshows wortreich wieder verdunsten zu lassen. Sondern Kontexte herzustellen – und dazu braucht es den Dokumentarfilm, die Reportage und auch die kürzeren Formen als essenzieller und täglicher Programmbestandteil.

Das Genre wird in der Zukunft für ein demokratisches Gemeinwesen notwendiger denn je sein – als kulturelles Gedächtnis, als Instrumentarium, eine komplexe Wirklichkeit neu und in einem anderen Kontext zu betrachten, als Rastplatz der Reflexion – und damit als Sauerstoff einer Gesellschaft, die sich angesichts eines Terrors der informativen Verfügbarkeit immer mehr das Innehalten, die Reflektion, die Selbstvergewisserung leisten muss.

Umso wichtiger ist es, der langfristigen Gefährdung des Dokumentarfilms durch mangelnde Unterstützung des Nachwuchses, dem Verlust des jüngeren Publikums sowie der fortwährenden Ignoranz seiner gesellschaftlichen Bedeutung nicht nur mit Appellen entgegenzutreten.

„Notwendige Wertschätzung“

Das öffentlich-rechtliche Fernsehen wird für die langfristige Bewahrung des Genres nicht durch plötzliche Einsicht in den Führungsetagen Verantwortung übernehmen, sondern durch politischen Druck von außen. Der muss von uns, von unseren Verbänden, in den nächsten Jahren systematisch aufgebaut und verstärkt werden. Erste zarte Erfolge im Kampf um den (teilweisen) Erhalt der Sendeplätze für Reportagen oder die Umverteilung von Etats beim WDR zeigen, dass Interventionen der Politik nicht immer wirkungslos verpuffen müssen. Entscheidend für durchgreifende Verbesserungen ist das sogenannte Schraubstockverfahren: Neben dem Außen- und Druck müssen wir die Verbündeten in den Anstalten unterstützen, die die Zeichen der Zeit erkannt haben, denen aber (noch) die Hände gebunden sind.

Der Dokfilm kann nicht aus sich selbst heraus überleben. Jenseits aller spontanen Schnellschüsse braucht er die Subvention der Sender und der Filmförderungen. Das wird in 20 Jahren genauso sein wie heute.

Die nötigen Finanzmittel für eine notwendige Wertschätzung und Anerkennung des Kulturgutes Dokumentarfilm sind in den Anstalten vorhanden. Das Geld muss nur

umverteilt werden. Und das muss politisch gewollt und durchgesetzt werden.

Die zunehmende Verschmelzung von Netz und TV hat dabei durchaus positive Effekte: Die Frage der Abschiebung von Dokumentarfilmen ins Spätprogramm wird sich in wenigen Jahren erledigt haben, der Zuschauer wird sich die Sendungen, die im Angebot sind, in eigener Reihenfolge zusammenstellen. Das wird eine Chance sein, wieder mehr Zuschauer an komplexere Darstellungsformen heranzuführen.

Dass das im richtigen Rahmen funktioniert, zeigen bereits andere kuratierte Abspielorte, die Festivals. Sie boomen, was ihre Anzahl angeht wie auch den Zuspruch der Zuschauer. Die Festivals leisten in der Flut des Angebots eine Auswahl – und schaffen damit einen Vertrauensvorschuss für den einzelnen Film. Und ihnen gelingt etwas, was dem Fernsehen und den Kinos mit ihren Einzelvorstellungen verloren gegangen ist: Sie holen ein Publikum, das bei RTL2 und Youtube filmisch sozialisiert wurde, ins Kino zurück. . .

„Vertiefung der Thematik“

Will man diese Zuschauergruppe auch für die Einzelvorstellung im Kino oder im TV wieder interessieren, braucht es zusätzliche Anreize: Games, die einen spielerischen Umgang mit der Thematik ermöglichen, Blogs, die Alltagsbezüge herstellen. Und eine Medienpädagogik, die das Genre in den Unterricht einbringt, das Kino in die Schulen holt und die Schulen in die Kinos.

Es wird immer wichtiger, Filme nicht nur einfach zu zeigen. Die Beliebtheit von Festivals zeugen auch von einem Hunger nach Kontext – der Einbeziehung der Macher, dem Aufzeigen von Trends, der Vertiefung der Thematik durch Debatten und Diskussionen.

Aber auch das perfekt inszenierte Ereignis funktioniert nur dann, wenn der Film, um den es herum aufgebaut wird, Substanz hat, wenn das Vertrauensband zwischen Kurator und Zuschauer hält. Das geht nicht durch serielle Massenware, sondern ausschließlich durch Unikate, die sich dem anschwellenden Bildersturm entgegenstellen, aus ihm herausragen – durch fundierte Recherche, eigene Handschrift, der Transparenz der Mittel, ja und durchaus – auch einen Unterhaltungswert. Und die zugleich auch mit einem Namen eines Machers bürgen. Dafür muss dieser Name aber aufgebaut, das heißt gepflegt werden, von Förderern, Produzenten, Redakteuren, Verleihern.

Dann wird der Dokumentarfilm genau die Zukunft haben, die er braucht und verdient. Jetzt und in 20 Jahren. ■

„Großartiges Spiel“

Laudatio von Anna Dünnebier auf Robert Schoen und Lorenz Eberle

epd Das Hörspiel „Schicksal, Hauptsache Schicksal“ von Robert Schoen ist am 31. Mai in Köln mit dem Hörspielpreis der Kriegsblinden ausgezeichnet worden (epd 23, 21/11). Die Juryvorsitzende Anna Dünnebier lobte in ihrer Laudatio die gelungene Zusammenarbeit zwischen Autor und Regisseur Schoen und dem Sprecher Lorenz Eberle, der in dem Stück gekonnt nach den Motiven von Joseph Roths „Legende vom Heiligen Trinker“ improvisiert habe. So sei ein ungewöhnliches Stück entstanden, das in der Tat „die Möglichkeiten des Hörspiels erweitert“, wie es in der Satzung des Preises heiße. Wir dokumentieren die Laudatio von Anna Dünnebier im Wortlaut.

Wo endet die Dokumentation, wo fängt das Hörspiel an? Wie viel künstlerische Bearbeitung verträgt dokumentarisches Material? Was wird aus O-Tönen, wenn sie artifizial gestaltet und inszeniert werden? Fragen, mit denen sich in diesem März die Jury des Hörspielpreises der Kriegsblinden beschäftigte. Wir hatten Freude an einem erstklassig gestalteten Musikfeature, an einem Reisebericht voll wunderbar trockenen Staunens und Nichtverstehens. Hörspiele? Wir hatten Stücke, die auf langer Recherche und gesammelten Original-Material beruhen, künstlerisch verdichtet und geformt. Was ergibt diese Spannung zwischen Authentizität und Gestaltungswillen?

„Höchst kunstvolle Inszenierung“

Eine andere Frage, die bei der 60. Jurysitzung eine große Rolle spielte, wieder einmal, war die nach literarischem Text und Wirkung als Hörspiel. Gedichte von Gertrud Kolmar, Briefe und Tagebücher von Tolstoi und Frau Sonja, ein Text von Nobelpreisträgerin Herta Müller – wie finden literarische Vorbilder oder Anregungen ihre Umsetzung ins Genre Hörspiel?

Das Hörspiel „Schicksal. Hauptsache Schicksal“ beantwortet beide Fragen auf neuartige, sehr hörspielgemäße und überzeugende Weise. Die literarische Vorlage ist Joseph Roths „Legende vom heiligen Trinker“. Autor Robert Schoen benutzt Motive dieser Erzählung – Exil, Einsamkeit, Verlorenheit, Alkohol, und das Wunder einer zweiten Chance. Sprecher und Musikwissenschaftler Lorenz Eberle improvisiert gekonnt nach diesen Motiven, kommentiert, variiert, benutzt seine eigene Lebenserfahrung und sein Verhältnis zur Musik. So entsteht die Figur Andreas, in Paris gestrandet, ohne Job, Wohnung oder Zukunft, aber mit viel Alkohol.

Durch diese Art höchst kunstvoller Inszenierung und Gestaltung erlangt die Figur des Andreas paradoxerweise eine große Authentizität. Einer der Juroren hatte es tatsächlich als O-Ton-Hörspiel gehört, ein beklemmendes und glaubhaftes Porträt, und war geradezu enttäuscht, dass es eine Variation auf Motive von Roth war.

Es war die erste Zusammenarbeit von Schoen und Eberle. Eberle hat für Thomas Heithoff drei Stücke – ja was? Gesprochen? Mitgedichtet? Improvisiert? Es liegen ihm die Verlierer-Rollen, der Hartz-IV-Empfänger, der sich als Beschäftigungstherapie um einen Hund kümmern soll, wunderbar in einer Mischung aus verstockt, resigniert, und piffig widerborstig.

Hinreißend sein „Idiot des Jahres“. Als Empfänger des gleichnamigen Preises hat sich ihm ein Traum erfüllt, aber der Ehrgeiz bleibt, weiter Grenzen zu überspringen, noch ein Stück blöder zu werden, noch weiter nach unten. Eine groteske Satire, die nicht nur Superstars, Topmodels und Dschungelcamp-Sieger trifft, sondern auch so manche Talkshow.

„Spannung zwischen Material und Kunst“

Schoen ist bekannt als Regisseur von Features und Hörspielen und als Bearbeiter von Literatur fürs Radio. Eigene Hörspiele, die er meist selbst als Autorenproduktion realisiert, bewegen sich in der Spannungszone zwischen Dokumentation und Hörspiel. Etwa die Geschichte einer manisch-depressiven Frau, die aus rauschhaften Höhenflügen in tiefe schwarze Löcher fällt, eine anrührende Erzählung, aus O-Tönen inszeniert. Oder ein Flüchtlingsdrama, komponiert aus O-Tönen von der mexikanischen Grenze, die mit der verkitschten Furcht von Bambi im Wald der 50er Jahre kontrastiert wird. Tagebuchauszüge einer Selbstdarstellerin aus 30 Jahren und Reflexion über dieses gelebte oder gedichtete Leben. Immer geht es um die Spannung zwischen Authentischem, Inszenierten, Geformten. Zwischen gegebenen Material und Hörspielkunst. Wie im Preisträgerstück.

Der Andreas aus Roths Erzählung ist ein polnischer Bergarbeiter, arbeitslos durch die Weltwirtschaftskrise, heimatlos in Paris, Clochard und Trinker geworden. Ein Fremder schenkt ihm eine kleine Summe Geld, mit der Auflage, dieselbe Summe später einmal der Heiligen Therese zu stiften. Diese zweite Chance vermehrt sich auf wunderbare Weise. Mit dem Geld in der Tasche findet er Arbeit, bekommt weiteres Geld, weitere Hoffnung – die allerdings immer wieder im Alkohol untergeht.

Natürlich sieht man hinter Andreas den Autor selbst, den Juden aus Galizien, heimisch geworden in der deutschen Sprache, heimatlos zwischen Paris, Hitlers Berlin, Amsterdam und Lemberg. Klaus Mann beschrieb ihn: „Er beging langsam Selbstmord, trank sich mählich zu Tod.“

Schoens Figur Andreas bekommt als zweite Chance nicht nur ein unverhofftes Geldgeschenk wie sein literarisches Vorbild. Das Motiv bekommt durch den Zeitsprung zwischen Roth und Schoen eine weitere Bedeutungsebene: Schoens Andreas lebt die große zweite Chance, welche die Historie unserer Gesellschaft gegeben hat. Er ist kein Arbeitsloser der großen Depression, kein Jude auf der Flucht vor Hitler. Er stammt aus der friedlichen und eher langweiligen Bundesrepublik; vieles ist möglich, nichts muss sein, ein Studium, das nicht endet, ein Job, der nicht befriedigt, eine Flucht nach Paris, mehr Luxus als Exil. Seine Tragik ist die Unmöglichkeit, seinem Leben einen Sinn zu setzen. Die demokratische Hoffnung, wir hätten die Freiheit zu wählen, unser Glück, unsere Zukunft selbst in der Hand zu nehmen? Schicksal, antwortet das Hörspiel.

Roth antwortete einem Freund auf die Frage, warum sein Trinker heilig sei: „Aus demselben Grunde wie ich. Der liebe Gott ließ ihm auf Umwegen immer wieder Geld zukommen – genau so, wie er meine dichterische Begabung immer wieder aufflammen ließ, wenn die innere Flamme zu erlöschen drohte.“ Roth hatte die Gnade der Worte – Schoens und Eberles Andreas hat

die Gnade der Musik. Musik übernimmt in diesem Hörspiel eine eigene Rolle. Sie gibt die Themen vor. Die Alpträume von Andreas, seine Hoffnung, Sehnsucht, sein Lebensüberdruß werden gespiegelt in Musik von Klassik bis Jazz und Chanson. Indem Andreas diese Musik analysiert, analysiert er seine eigene Lage. Mit Verdi kommt gleich anfangs das Schicksal ins Spiel. Mit seinen düsteren e-moll-Passagen ist die eigene verzweifelte Lage leicht zu überhöhen. Musik erklärt, zieht Parallelen zur Seelenlandschaft, lässt verstehen, manchmal auch hoffen.

Ein ungewöhnliches Stück, das in der Tat „die Möglichkeiten des Hörspiels erweitert“, wie es in der Satzung unseres Preises heißt. Ich zitiere aus der Begründung der Jury:

„Schicksal, Hauptsache Schicksal ist eine gelungene Inszenierung gelenkter Improvisation, höchst kunstvoll mit der Wirkung großer Authentizität. Was die Anmutung einer Dokumentation hat, ist großartiges Spiel. Die Jury hob besonders die gute Dramaturgie hervor, das Gespür für Wechsel von Rhythmus, Tempo, Atmosphäre. Die vielschichtigen Aussage-Ebenen. Die Leichtigkeit und den skurrilen Humor, mit dem diese tieftraurige Geschichte dargestellt wird. Und die besondere Form der Improvisation, die sicher ohne Lorenz Eberle nicht möglich wäre.“

Herzlichen Glückwunsch. ■

■ NOTIERT

■ „Begreife Kritik als Geschenk, nicht als persönliche Beleidigung.“
– Robert Schoen in der „*Funkkorrespondenz*“.

■ „Er ist ‚Spiegel‘-Autor, war jahrelang Chef des Feuilletons und hat sich in der Branche als Schwimmer gegen den Mainstream einen Namen gemacht. Unvergessen ist auch, dass er einst im Blatt dem unter Druck geratenen FDP-Politiker Jürgen Möllemann beistand. Knapp 25 Millionen Mitglieder hat die römisch-katholische Kirche in Deutschland und wer Zeitungen liest oder den Talkshowbewohnern bei ihren Disputen zuschaut, könnte den Eindruck bekommen, dass der Mann vom ‚Spiegel‘ das letzte Sturmgeschütz Gottes im Land der Heiden ist. Matussek wirkt omnipräsent; manchmal könnte man glauben, er habe die Gabe, die früher nur dem seligen Pater Pio zugeschrieben wurde: Er soll gleichzeitig an mehreren Orten gepredigt haben.“ – Hans Leyendecker und Katharina Riel in der „*Süddeutschen Zeitung*“.

■ „An irgendetwas zu verzweifeln haben wir Freie ja schon lang aufgegeben und so konnten wir ob der Bitte des Gruner+Jahr-Reiseblatts ‚Geo Saison‘, ‚nicht böse‘ zu sein, nur herzlich lachen. Ein ‚Best of-Album‘ sei geplant, für den Abdruck der Texte allerdings ‚gibt es kein Honorar‘. Wer wird denn da böse sein, wenn die Texte abdrucken, um sie zu verkaufen, und den Erzeugern nichts dafür geben! Also ich bin da nicht böse. Ich geb noch gern nen Kaffee dazu. Und nen Aal. Und ne Kiste Bananen. Und was die noch so brauchen. Eine Portion Anstand zum Beispiel. Oder Verstand.“ – Silke Burmester in der „*tageszeitung*“.

■ „Dennoch ist gerade die Kritik am öffentlich rechtlichen Rundfunk bei deutschen Medienjournalisten geradezu endemisch. Es gibt Leute wie Michael Hanfeld von der FAZ, die führen seit Jahren einen heiligen Krieg gegen ARD und ZDF und vor kurzem hat der S.P.O.N.-Kolumnist Georg Diez seinerseits das Kreuz genommen und sich in den Kampf gegen die Öffentlich-Rechtlichen eingereiht, die er schlicht die ‚bundesrepublikanischen Moloche‘ nennt. Ein vielsagendes Wort: In der Art und Weise, wie mancher Journalist über das duale System herzieht, äußert sich mehr als nur Enttäuschung über Bürokratismus und Gebührenverschwendung. Da lugt eine geradezu antirepublikanische Abneigung gegen einen sozialdemokratischen Rest der alten Bundesrepublik hervor, der es geschafft hat, dem Säurebad des Neoliberalismus zu widerstehen.“ – Jakob Augstein in „*Spiegel Online*“.

■ „Das Prinzip Zeitung gewichtet Inhalte nach dem Fachwissen der Redaktion, nicht wie Google nach einem Algorithmus, bei dem die Zahl der Klicks über das Hirn, die Technik über die Argumente siegt. Im Prinzip Zeitung entscheidet menschlicher Sachverstand über Relevanz. Das Prinzip Zeitung setzt sich ab von der Schwarmintelligenz. Es verteidigt die individuelle Erkenntnis gegen den Massenwahn. Es ist das Gegenmodell zu der vom Fernsehen erfundenen „scripted reality“, in der Laiendarsteller so tun, als wären ihre Drehbuchdialoge das wirkliche Leben. Insoweit erweist sich die Entscheidung der Nannen-Jury auch im Nachhinein als weise. Sie hat eine Vertrauensgrenze aufgezeigt, die der Journalist nicht überschreiten darf – gerade weil andere Medien das täglich tun.“ – Ernst Elitz in „*Tagesspiegel*“.

■ „In gewisser Weise war ‚Panorama‘ in den berühmten Jahren, obwohl Rundfunk, eher ein Holzmedium; es hat überhaupt erst dazu beigetragen, dass man dem Fernsehen ähnliche politische Bedeutung zutraute wie der gedruckten Presse.“ – Claudia Tieschky in der „*Süddeutschen Zeitung*“.

■ „Twittern bedeutet in der ohnehin rasanten politischen Kommunikation eine weitere Beschleunigung. Das Echtzeitgefühl ist es wahrscheinlich, das vielen so daran gefällt. Für einen Regierungssprecher ist so viel Rasananz aber gefährlich: Ständig will einer mit einem diskutieren, ständig wird man provoziert. Wie viel Lust hätte ich manchmal, da richtig mitzumischen! Aber – lieber nicht, lieber nüchtern und sachlich bleiben, nicht im Affekt twittern. Bevor ich einen Beitrag absetze, lese ich ihn mir dreimal durch, warte fünf Minuten und schaue noch mal drauf – dann erst schicke ich ihn ab. So kann das weitergehen, solange ich Regierungssprecher bin. Und wenn das vorbei ist, dann ist für mich auch Schluss mit dem Getwitter. Mein privates Mitteilungsbedürfnis entwickelt sich immer weiter zurück, je mehr Kommunikationsmittel mir zur Verfügung stehen. Ich schreibe am liebsten wieder Postkarten.“ – Steffen Seibert bei „*Zeit Online*“.

■ „Ist Recht Gerechtigkeit? Welche Rolle spielen die sogenannten Medien? Welche differenzierte Ansicht hat eigentlich Alice Schwarzer zu all dem? Doch, oh Schreck, all das wollten am Ende dann doch viel weniger wissen – und vielleicht war die geringe Einschaltquote beider Talkshows so etwas wie der Richterspruch des Publikums: Sie gaben sich einen Freispruch von dem Thema.“ – Matthias Kalle im „*Tagesspiegel*“.